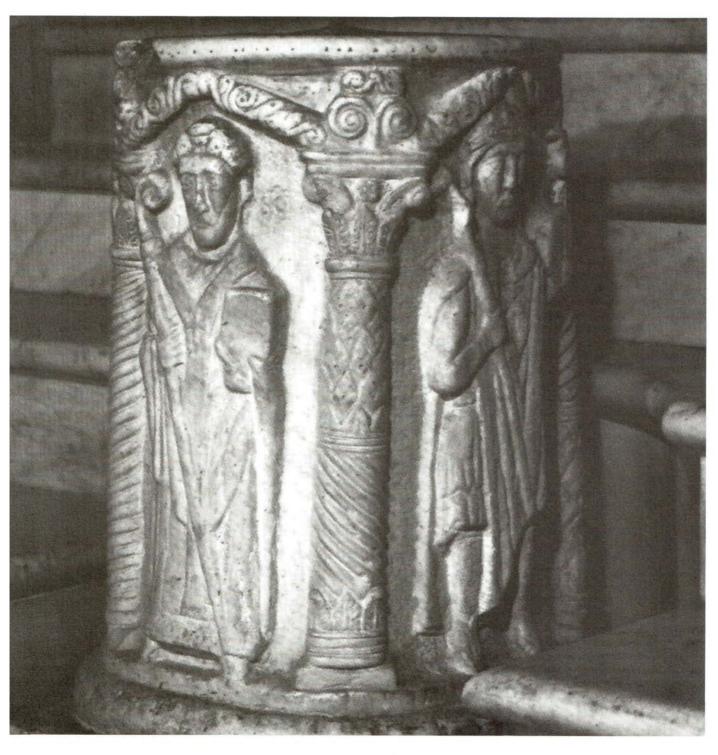
Idalberlus mitteleuronäische ber

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung
herausgegeben von
adalbertus-werk e.v. adalbertus-jugend
bildungswerk der danziger katholiken katholische jugend aus danziger familien



INHALT

Gerhard Nitschke

adalbertusforum - eine neue Chance der Begegnung

Prälat Johannes Goedeke

Wenn der Mensch leergebrannt ist Seite 3

War der hl. Adalbert ein Kroate? Seite 4

Theo Mechtenberg

Gedanken zum 100. Geburtstag von P. Maximilian Kolbe Seite 5

Adam Krzeminski

Die deutsch-polnische Nachbarschaft und die Zukunft Europas

Gerhard Nitschke

Seite 8 Dorothea von Montau

Adalbert Ordowski

Identität und Glaube Seite 11

Ernst Sodeikat

Die Verfolgung und der Widerstand der Katholischen Kirche in der Freien Stadt

Prof. Paulus Lenz-Medoc †

Seite 14 Aus der Liebe handeln

Gerhard Nitschke

Pfarrer Msgr. Johannes Goedeke wurde 80 Jahre alt Seite 15 Seite 15

Veranstaltungen Danziger Verse - Strofy Gdanskie Seite 16

ZUM TITELBILD

Das Bild zeigt die wohl älteste Darstellung des hl. Adalbert auf einem Marmorbrunnen in der Kirche auf der Tiberinsel in Rom, die der Kaiser Otto III. zu Ehren des Heiligen gründete und mit Reliquien ausstattete, die er aus Gnesen mitgebracht hatte. Die Abbildung zeigt links den hl. Adalbert, rechts Otto III., auf den hier nicht sichtbaren Seiten sind Christus und der Apostel Bartholomäus dargestellt. Der Brunnen stammt aus der Zeit um 1000 und ist das einzige Beispiel ottonischer

LETZTE MELDUNG

Das 49. Gementreffen findet vom 12. bis 17. Juli 1995 statt.

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend, Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf. Redaktion: Gerhard Nitschke,

Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf, Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,

An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf, Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77. Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr. Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten. Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

Liebe Mitglieder von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend!

Liebe Landsleute aus dem Kreis der Danziger Katholiken!

Liebe an Problemen Ostmitteleuropas interessierte Leserinnen und Leser!

Sie halten die Probe-Ausgabe einer neuen Zeitschrift in den Händen. Der gemeinsame Arbeitskreis von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend hat sich nach langen Überlegungen dazu entschlossen, ihre Herausgabe zu wagen, um der Arbeit der beiden Gemeinschaften durch eine größere Öffentlichkeit eine bessere Beachtung zu verschaffen.

Es sei gleich vorweg gesagt: diese Zeitschrift ist nicht als Konkurrenz zum "Heimatbrief der Danziger Katholiken" konzipiert, sondern zu dessen Ergänzung. Die von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend heute vertretene und geleistete Arbeit sprengt das Konzept und die Möglichkeiten zur Veröffentlichung des Heimatbriefes und ist daher auf eine zusätzliche Form der publizistischen Auswertung und Darstellung in der Öffentlichkeit angewiesen. Das bedeutet nicht, daß das Adalbertus-Werk und die Adalbertus-Jugend im

Heimatbrief nicht mehr präsent bleiben wollen. Wie bisher soll auf den ihnen reservierten zwei Seiten zusammenfassend über ihre Tagungen berichtet werden und die Veröffentli-

chung der Termine und allgemein interessierender Meldungen erfolgen.

adalbertusforum

- eine neue Chance der Begegnung

Der Rahmen des adalbertusforums soll weiter gesteckt werden. Als 1960 das Adalbertus-Werk - mit besonderer Förderung von Bischof Dr. Carl Maria Splett - gegründet wurde, war es das Anliegen der Gründer und des Bischofs, der geistigen Arbeit der Danziger Katholiken in der Vertreibung eine auf Zukunft angelegte Form und Ausrichtung zu geben. Die bis dahin im Wesentlichen auf religiöse Betreuung und persönliche Begegnung ausgerichteten Veranstaltungen sollten durch das Adalbertus-Werk eine Ergänzung erfahren und - zumindest alternierend - stärkeren Bildungscharakter erhalten. Dabei ging es zunächst um die Aufarbeitung, Verlebendigung und Weitergabe des heimatlichen kulturellen, historischen und kirchlichen Erbes. Parallel dazu trat jedoch ein weiteres Anliegen: das Bemühen um Verständigung und Ausgleich mit den Völkern Ostmitteleuropas, besonders um Versöhnung mit Polen. Mittelpunkt dieser Arbeit waren schon seit 1947 die jährlich stattfindenden "Gementreffen", die beiden Anliegen dienten, mit zunehmenden Jahren jedoch immer stärker das zweite herausstellten. Diese Tendenz hat in den letzten vier Jahren - also nach der "Wende" noch eine Akzentverstärkung erfahren: Wie die Thematik der letzten Gementreffen ausweist, wendet sich das Interesse unserer Arbeit dem gesamten ostmitteleuropäischen Raum zu, im Grunde also jenem, der durch zwei wichtige historische Phänomene umschrieben ist, in die unsere Heimatstadt Danzig eingebunden war und ist: den Wirkungsraum des hl. Adalberts und den der Hanse.

Von hier aus soll auch das redaktionelle Programm des adalbertusforums bestimmt sein: Es sollen zunächst einmal Themen angesprochen werden, die sich mit Danzig im speziellem und mit seiner Einbindung in die aufgezeigten historischen Verknüpfungen im weitesten Sinne befassen, jedoch nicht nur in Hinblick auf den historischen Kontext, sondern vor allem auf die heutige Situation und die Perspektiven für die Zukunft. Darüber hinaus sollen alle jene Länder zu Wort kommen, die durch die oben genannten historischen Bezüge miteinander verbunden sind. So wie es im vergangenen Jahr in Gemen möglich war, Vertreter aus sechs Nationen zum Gespräch zueinander zu führen, soll auch das adalbertusforum eine Plattform der verbalen Begegnung von Autoren aus den verschiedenen ostmitteleuropäischen Ländern werden. Es ist unser Ziel, möglichst viele unserer bisherigen und potentiellen Referenten dazu zu gewinnen, so wie in dieser ersten Ausgabe schon einige von ihnen zu Wort kommen. Als besonderer Beitrag zur Vorbereitung auf die 1000-Jahrfeier des Todestages des hl. Adalbert im Jahre 1997 soll in jeder kommenden Ausgabe ein Artikel über den

Apostel des ostmitteleuropäischen Raumes - der Patron des Bistums Danzig und auch unserer beiden Gemeinschaften ist zu finden sein, durch den wir auf das weite Spektrum

seiner Verehrung und seiner Ausstrahlung auf Europa aufmerksam machen möchten.

Das adalbertusforum soll vier Mal im Jahr erscheinen. Eine Ausgabe soll jeweils der ausführlichen Berichterstattung über das "Gementreffen" gewidmet sein. Die Zeitschrift wendet sich sowohl an die Danziger Katholiken, als auch an jeden, der an den Problemen Ostmitteleuropas interessiert ist. Sie soll als "Streifbandzeitung" (im Briefumschlag) versandt werden, der Preis würde einerseits im Mitgliedsbeitrag des Adalbertus-Werkes enthalten sein, bzw. andererseits von Nichtmitgliedern als Spende von 12,- DM im Jahr erbeten werden. Nicht nur im Kreise der Danziger, sondern insbesondere auch bei allen, die an der weiteren Aussöhnung und engen Zusammenarbeit mit den Völkern Ostmitteleuropas interessiert sind und daran mitarbeiten möchten, erwünschen wir für das adalbertusforum ein breites Echo. Diese Ausgabe der Zeitschrift wird beim 48. Gementreffen vorgestellt und dann all denen zugesandt, deren potentielles Interesse wir annehmen. Wer die Zeitschrift nicht weiter beziehen möchte, möge es uns kurz mitteilen. Doch erhoffen wir viele feste Bestellungen über die Adresse des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend und bitten vor allem auch um eifrige Werbung für den Bezug.

Allen Lesern der Nr. 1 des adalbertusforums wünsche ich eine informative und erfreuliche Lektüre und grüße Sie herzlich, indem ich Sie dem besonderen fürbittenden Schutz des hl. Adalbert empfehle!

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

ürzlich wurde mir aus Danzig ein kleines Mäppchen geschickt. Es enthält verschiedene Kunstkarten von acht zeitgenössischen Danziger Malern. Nur eines dieser Bilder könnte man als religiöse Darstellung im engeren Sinn bezeichnen. Alle aber setzen sich aussagestark und teilweise sehr transparent mit der vorgegebenen Wirklichkeit der Gesellschaft und des von ihr geprägten Menschen auseinander. Alle Künstler haben, wie die beigefügten

Anmerkungen und Lebensdaten ausweisen, bereits vielfache internationale Anerkennung erfahren. Mich beeindruckt besonders ein Bild des 1950 geborenen Maciej Swieszewski aus dem Jahr 1986.

Es wird im Vordergrund beherrscht von einem Standbild, von dem nur die rückwärtige Unterpartie sichtbar ist. Offensichtlich hatte man es auf "tönernen Füßen" errichtet, die das monumentale Gebilde nicht tragen können. Während die Brocken des linken Standbeines noch gerade zusammenhalten, ist der rechte Unterschenkel bereits weggebrochen, und der verbliebene Stumpf stützt sich auf die Schulter eines Menschen, von dem man nicht eindeutig sagen kann, ob er überhaupt noch ein Mensch ist, ob er überhaupt je einer gewesen oder als menschenähnliches Roboterwesen künstlich erzeugt worden ist. Feuerrot, wie aus einem glühenden Ofen gezogen, hockt er in einer grauen Betonnische und glotzt mit starren Augen, wie abwesend, und doch wieder wie staunend gebannt, in eine Richtung, in die er vielleicht noch nie geschaut, in der es womöglich etwas völlig Neues, noch nie Gesehenes zu entdecken gibt. Im blanken Schädel klafft ein schmaler Spalt, als könnte man den Kopf nach Belieben auseinandernehmen und wieder zusammensetzen.

Das Bild trägt den Vermerk "ohne Titel". So überläßt es dem Betrachter, die eigene Fantasie spielen zu lassen. Diese läßt sich denn auch weiter anregen durch einen überdimensionalen Stiefel, der mehr im Hintergrund fast wie ein Denkmal dasteht auf einer podestartigen Fläche vor einem düsteren Industrieklotz. Ausgesprochen winzig wirkt daneben ein Mann, der offenbar dabei ist, die Fußfläche des Riesenstiefels mit einer Bürste zu polieren.

Der stupiden Trostlosigkeit dieses Bildes ist aber doch ein Stück Verheißung mitgegeben: In die offene Hand des leergebrannten menschlichen Wesens hat der Künstler etwas Lebendiges gelegt, das sich in seinem grünlichen Blau scharf abhebt von der feuerroten starren Leiblichkeit. Es ist ein Vogel, der seinen Schnabel wie unschuldig zutrauend der Unfigur zuwendet.

Vielleicht bin ich als Theologe geneigt, mehr aus diesem Bild herauszulesen, als was der Künstler hineinlegen wollte. So denke ich unwillkürlich an den Traum des Königs Nebukadnezzar aus dem Buch Daniel. Dieser hatte die Vision von einem gewaltigen Standbild, wobei das Haupt aus reinem Gold, Brust und Arme aus Silber, die Hüften aus Bronze die unteren Extremitäten teils aus Eisen, teils aus Ton waren. Da hat sich ohne Zutun von Menschenhand vom Berg ein Stein gelöst, schlug gegen die tönernen Füße



Wenn der Mensch leergebrannt ist

Von Prälat Johannes Goedeke

des Standbildes und zermalmte es zu Staub. Der Prophet Daniel sah in dem Standbild das machtvolle Reich versinnbildet, in dem Nebukadnezzar als Gottkönig herrschte, und das unweigerlich dem Verfall preisgegeben

Das Bild von Maciej Swieszewski stammt aus dem Jahr 1986. Damals, drei Jahre vor der Wende, dröhnte noch der Marschstiefel der roten Macht über die Straßen. Der Künstler - und mit ihm wohl viele andere - hatten längst erkannt, wie sehr das ganze monströse Gebilde auf tönernen Füßen stand, zerbröckelte, und daß es wohl nur noch eines Steines bedurfte, von irgendwoher ins Rollen gebracht, um den Koloß in sich zusammenstürzen zu lassen.

Aber in der Mitte des Bildes steht doch der Mensch, auf den sich der wankende Riese noch mit einem Stumpf stützen kann. Was soll aus ihm werden? - Lange genug hat er funktioniert und wurde dabei ausgeglüht und leergebrannt. Seine ihm zugeteilte Funktion als Stütze des Machtgebildes wird er verlieren. Als was kann er dann noch funktionieren? Bezeichnend auf dem Bild: Völlig unbeschädigt, vielmehr wie frisch aufpoliert, steht da auf dem Podest im Hintergrund der Stiefel, als würde er noch gebraucht. Es finden sich immer noch Knechte bereit, ihn zu polieren, vielleicht in der Hoffnung, dann einmal nicht von ihm zertreten zu werden. Sollte das wirklich die einzige dem Men-

schen noch verbleibende Funktion sein, sich in einem so offensichtlich unsinnigen Leerlauf zu ergehen? Schließlich ist er doch Mensch, will Mensch sein, der Sinngebung braucht, weil ihm Sinngebung verliehen ist. Aber eben da tut sich der ganze Notstand des Menschen auf, nicht nur jenes Menschen, der aus dem Machtgefüge des großen Standbildes in den ehemaligen Ostblockländern, damit zugleich aus deren festgefahrenen Funktionsgefüge, freigesetzt worden ist. Es ist auch der Notstand des Menschen bei uns, der im Grunde zufrieden ist, wenn er irgend etwas zu polieren hat. Er ist sich der Sinnlosigkeit seines Tuns bewußt, merkt nicht, daß er leerläuft und im Innersten längst leergebrannt ist. Hauptsache, daß noch irgendwo etwas Glänzendes im Leben zu finden ist. Wichtig ist, daß die eigene Fassade glänzt. Daran kann man ein Lebenlang polieren, und er meint dann, es ginge ihm glänzend. Er scheint keine tiefergehenden Ansprüche an das Leben zu stellen. So scheint es. Dem ist aber durchaus nicht so. Immerwieder kann man als Seelsorger feststellen, daß auch dort, wo Menschen ganz und gar mit der Fassade ihres Lebens beschäftigt zu sein scheinen, daß sich dennoch das suchende und fragende Auge in irgendwelche ihm unerreichbare Weiten richtet, daß Menschen dann plötzlich merken, daß sich da die Projektion jenes inneren Auges kundtut, das man Herz nennt. Wem das widerfährt, dem kann man nicht gleich den ganzen Katechismus überstül-

Adelbertus bischoff



Delbertus auß edelm geschlecht der behem gepom ist nach Ditimard dem erste bischost zu Prag diser zeit von seiner sundern türnemen heilligkeit und lere wegen als dischost zu prag in großer wirde und achtung gewest. Aber nach dem er nicht ver müglich was zeregiren das volck das des rawbs unnd eedruchs gewonet het do zohe er gein rom und enthielt sich daselbst bey seynem bruder Gaudencio in sant Alerius closter so lang die er von dem babst gehaißen wardt seine schaf wider haym zesuche. aber do er ine ungeneme was do zohe er in hungerland und bracht könig Stessaum und schier alles volck in hungern zu dem heilligen eristenliche tawst. Darnach zohe er in pol ner land und ordnet Gaudentium seinen bruder in der Guesnensischen kirchen das euan gelium zepredigen und zeuerkünden. Zu letst wanderet er zu dem volck Prutenorum und do er ine dz gesen cristisselich verkündet do wardt er mit de schwert geschlage un in seiner ere durch sant stephan de könig die bischossich hawbtkirch zu gran gestisstet.

Ausschnitt aus der Weltchronik von Hartmann Schedel von 1493.

as Gebet- und Gesangbuch "Slavimo Boga" (Wir loben Gott), das vom Kroatischen Oberseelsorgeamt in Frankfurt/Main für die kroatischen katholischen Seelsorgestationen im Ausland herausgegeben wurde, enthält bei den Gebeten zu verschiedenen Heiligen, die von den Kroaten besonders verehrt werden, auch eines zum hl. Adalbert. Es heißt darin, daß Gott "den hl. Adalbert nicht nur zum Apostel seiner Landsleute, der Weißen (nördlichen) Kroaten gemacht habe, sondern auch zum Heiligen der Slowaken, Polen, Tschechen und Deutschen und zum Taufbringer der Ungarn." Das überrascht - Adalbert, der slawisch Vojtech hieß, ein Kroate? Mehr Aufschluß darüber bietet ein Buch, das seit kurzem endlich in deutscher Übersetzung vorliegt: "Kroaten und Serben, zwei alte verschiedene Völker" des kroatischen Historikers Dominik Mandic (1); das kroatische Original war bereits im Jahre 1970 in Chicago erschienen. (2)

Der Name Kroate taucht erstmals in zwei Inschriften der an der Donaumündung gelegenen griechischen Stadt Tanais auf. Die Kroaten waren, wie auch ihr Volksname, wahrscheinlich iranischer Herkunft. Wie die Iraner bezeichnen auch sie die Himmelsrichtungen nach Farben, und zwar den Westen als Weiß und den Süden als Rot. So ist zu verstehen, daß die Kroaten, die sich im Westen in Nordböhmen und Schlesien niederließen, als weiße Kroaten, und das eigentliche Kroatien im Süden als Rotkroatien bezeichnet wurde. In diesen Gebieten tauchten die Kroaten im 7. Jahrhundert auf. Eine wichtige Ouelle für die Weißkroaten ist der byzantinische Kaiser und Historiker Konstantin Prophyrogennetos, der im 31. Kapitel seines Werkes "Über die Verwaltung des Imperiums" (De imperio administrando) schreibt:

"Die Kroaten, die jetzt in den Gebieten Dalmatiens wohnen, stammen von den ungetauften Kroaten ab, die Weißen genannt, welche jenseits der Türkei, nahe beim Frankenreich wohnen..., Großkroatien, gleichfalls das Weiße genannt, ist bis heute nicht getauft." Mit Türkei sind hier die Ge-

War der hl. Adalbert ein Kroate?

biete der Ungarn gemeint. Unter den westeuropäischen Chronisten jener Zeit muß der
angelsächsische König Alfred der Große
(871–901) genannt werden, der in der Übersetzung der "Weltgeschichte" des Oriosius
die Völker Mitteleuropas so beschreibt:
"Östlich des Landes Mähren liegt das Land
Weichsel und östlich von diesem Land ist
Dazien, wo früher die Goten wohnten. Nordöstlich der Mähren sind die Dalaminer und
östlich von den Dalaminern die Kroaten
(Horithi) und nördlich von den Dalaminern
die Serben (Surpe)."

Andere Zeitgenossen bestätigen dies, so auch veschiedene arabische Reisende, die als slawische Völker im ostmitteleuropäischen Raum die Sorben, Mährer, Kroaten und Tschechen nennen. So tut dies Al-Mas'udi im Jahre 943, der über Weißkroatien schreibt: "Diesem slawischen Staate ist der Staat Al-Firag (Prag) am nächsten... In der Nähe dieses slawischen Staates liegt der Staat der Türken (Madjaren). Dieses Volk ist das schönste von Gestalt, das zahlreichste und das tapferste unter den Slawen."

Auch in ostslawischen Quellen ist von Kroaten in Schlesien, Kleinpolen und an der oberen Weichsel die Rede, so in der berühmten russischen Nestorchronik unter den Jahren 907 und 992. Nach P. J. Safarik lebten die weißen Kroaten in Gebiet der Rus', in Kleinpolen und in Böhmen, also in drei Gruppen. Auch L. Niederle geht von diesen drei Gebieten aus, währen A. Brückner nur die Randgebiete der Kroaten in Böhmen und in der Ukraine anerkennt, J. Marquard lediglich eine mittlere Gruppe in Kleinpolen und M. Hrusevskij eine solche in Böhmen. Wie groß das kroatische Gebiet einst war, ersieht man aus dem Jahre 1086 stammenden Kodex, der die Grenzen des damaligen Prager Bistums beschreibt und zwei Gruppen von Kroaten erwähnt: "Chrovati et altera Chrovati." Dominik Madic meint dazu, daß damals das nord- oder weißkroatische Siedlungsgebiet schon durchbrochen war und es nordböhmische und kleinpolnische Kroaten gab. Für ihn ist die Herzogsfamilie der Slawnikinger (Slavnikiden), der auch der hl Adalbert entstammte, eine kroatische Adelsfamilie. Erst als die Premysliden die Slavnikiden ausrotteten, verschwand das Kroatentum durch Verschmelzung mit Tschechen und Mähren. An der oberen Weichsel hielten sich die Kroaten dagegen etwas länger, wurden aber dennoch polonisiert. Immerhin trägt der italienische Kartograph Allodi in seine Europakarte vom Jahre 1730 neben dem "Regno die Croazia" an der Adria noch zwischen Mähren und Rumänien nördlich der Karpaten die "Belocroati" ein.

Fortsetzung von Seite 3

pen, aber man kann ihm helfen, daß sich das Innere weiter öffnet für das Wehen des Geistes, der allein das Leben schenkt und weckt, das wirkliche Leben ist.

Solange ein Mensch seine Hand noch so weit öffnen kann, daß ein Vöglein darin Platz findet, solange er dieses Vögelchen zutraulich zu sich aufblicken läßt, solange ist er noch nicht völlig leergebrannt, ist er dem eigentlichen Leben nicht verloren.

Dreimal mußte Noach eine Taube aus der Arche fliegen lassen, bis er durch ihre Nicht-Mehr-Wiederkehr die Gewißheit erlangt hatte, daß die alles vernichtende Flut ihr einen Platz zum Leben gelassen hatte.

Die Taube ist zum Sinnbild des Gottesgeistes, des Heiligen Geistes geworden. Dieser aber weht, wo er will, und wo wir es meist gar nicht merken, – und wo wir es kaum für möglich halten. Das Vöglichen in der Hand eines leergebrannten Kaum-mehr - oder Kaum noch - Menschen läßt hoffen. Anmerkungen:

(1) Dominik Mandic; Kroaten und Serben, zwei alte verschiedene Völker (= Heiligenhofer Studien 2), Bad Kissingen-Heiligenhof 1989, 356 Seiten.

(2) Dominik Madic; Hrvati i Srbi, dva stara razlicita naroda, Chicago 1970, 2. Auflage Zürich/Rom 1982. Rudolf Grulich

m 8. Januar 1894 wurde Maximilian Kolbe als Sohn einer Weberfamilie in Zdunska Wola geboren - Grund für eine Besinnung anläßlich seines 100. Ge-

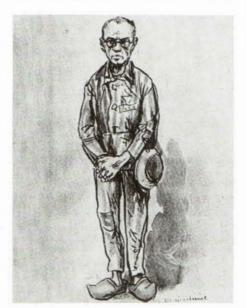
Maximilian Kolbe ist eine ungewöhnliche Erscheinung - Ordensgründer und Missionar, dessen radikal gelebte franziskanische Armut etwas Erschreckend - faszinierendes hat, der die Modernität eines Presseapostolats und einer irritierenden, auf die Verehrung der Immaculata konzentrierten Spiritualität zu verbinden wußte, der junge Menschen in Scharen anzog und dessen Militanz einer religiösen Eroberungsucht zu denken gibt. Sich auf diesen Spannungsreichtum einer überragenden Persönlichkeit einzulassen, wäre allein schon reizvoll genug. Doch all dies tritt in den Schatten jener wenigen Monate zwischen dem 17. Februar 1941, dem Tag seiner Verhaftung, und dem 14. August des gleichen Jahres, als sein Akt heroischer Stellvertretung im Hungerbunker des Auschwitzer Todesblocks durch eine Phenolinjektion sein Ende fand.

An Maximilian Kolbe erinnern heißt, Auschwitz nicht vergessen; auch nicht um der deutsch-polnischen Versöhnung willen. Wenn wir heute in den Beziehungen unserer Völker einen hohen Grad an Normalität erreicht haben, so müssen wir uns doch bewußt bleiben, daß ihr eine Versöhnung zugrundeliegt, die in Auschwitz ihren Anfang nahm und mit P. Kolbe zu tun hat, der nach einem Wort von Kardinal Döpfner zum "Märtyrer der Versöhnung" wurde. Warum? - Weil wir Leben und Sterben von P. Kolbe als einen Sieg über Auschwitz verstehen dürfen. Denn Auschwitz steht für die Negierung aller Werte, die den Menschen zum Menschen machen; Auschwitz ist ein Frontalangriff auf die Identität des Menschen als Mensch, eine Leugnung all dessen, worauf die menschliche Würde beruht. Ein Mithäftling von P. Kolbe bezeugt: "Man gewann den Eindruck, die ganze Welt versinke im wechselseitigen Haß. Und da traf es uns wie ein Schock: mitten unter uns ist einer, der in dieser geistigen Finsternis die Liebe bezeugt."

Um über Auschwitz den Sieg zu erringen, mußte einer den Haß in sich selbst bezwungen haben. Dies hat P. Kolbe zum "Märtyrer der Versöhnung" gemacht. Von ihm ist uns folgendes Wort aus dem Lager überliefert: "Der Haß ist keine schöpferische Kraft; schöpferische Kraft ist die Liebe. Es bedarf unserer großen Opfer, um ein ruhiges und glückliches Leben für die zu erkaufen, die nach uns sein werden."

P. Kolbe hat durch sein Martyrium das Geheimnis des Kreuzes bestätigt: daß dort, wo der Haß im Werk der Vernichtung seinen äußersten Punkt erreicht, dieser durch die erlösende Kraft der Liebe bezwungen wird - damit der Weg zur Auferstehung, zu einem neuen Anfang, frei wird.

Diesen inneren Zusammenhang haben Jahrzehnte nach dem Krieg zunächst nur wenige in Deutschland und Polen erkannt. Doch aus diesen wenigen erwuchs die Versöhnung unserer Völker. Zu erinnern ist an die Sühnewallfahrt von Pax Christi, die eine Gruppe von 34 westdeutschen Katholiken im Mai 1964 nach Auschwitz führte, zur Zeit des Auschwitzer Auschwitz-Prozesses. Es fügte sich, daß diese Gruppe in Kontakt zu einem Ehepaar geriet, das die Konzentrationslager überlebt hatte, der Mann in Auschwitz, die Frau in Ravensbrück. Man kam überein, dieses Ehepaar zu unterstützen - und aus diesem spontanen Akt ging



sensibilisiert worden. Wir Christen haben in dieser Kontroverse lernen müssen, daß Auschwitz als Ort der Judenvernichtung keine christliche Deutung verträgt, daß sich der jüdische Zugang zu Auschwitz von unserem christlichen unterscheidet, daß Juden die von ihnen erfahrene unbegreifliche Abwesenheit Gottes in Auschwitz nicht nachträglich durch christliche Symbole verstellt wissen wollen.

Dieser Streit hätte auch im Kontext der Heiligsprechung P. Kolbes ausbrechen können. Dies zumal, weil Maximilian Kolbe jüdischerseits mit dem Antisemitismus in Polen in Verbindung gebracht wird. So zählt zu den Dokumenten, die in der Jerusalemer Gedenkstätte Jad wa Shem aufbewahrt werden, auch eine Ausgabe des "Maly Dziennik", die - von P. Kolbe in Niepokalanow herausgegeben - als Massenblatt zeitweise eine Auflagenhöhe von über 1 Million erreichte und deutliche antisemitische Tendenzen aufweist. Auch wenn von P. Kolbe keine antisemitischen Äußerungen bekannt sind und er nachweisbar den Chefredakteur ermahnte, "den Haß in den Lesern nicht zu wecken..., die ohnehin schon feindselig gegen Juden gestimmt sind", so trägt er doch für den "Maly Dziennik" eine Mitverantwortung. Eine Rezeption des Zeugnisses von Maximilan Kolbe, die den Vorwurf des An-

Gedanken zum 100. Geburtstag von P. Maximilian Kolbe

dann das Maximilian-Kolbe-Werk hervor, das heute weit über Polens Grenzen hinaus immer noch erschütternde Schicksale aufspürt und Not zu lindern sucht.

Bemühungen um Versöhnung an jenem Ort des Grauens, an dem P. Kolbe sein Zeugnis abgelegt hatte, gab es auch von der DDR aus - und das gegen den Willen der Staats-

Wir haben heute Grund, dankbar zu sein, daß Deutsche und Polen nach Auschwitz nicht in Selbstbefangenheit verharrten, sondern die Begegnung suchten und miteinander einen neuen Anfang wagten. Auschwitz hätte auch zu einem bleibenden Symbol unüberbrückbarer Feindschaft werden können. Daß jener Ort, der Täter- und Opfernation auf so grausame Weise voneinander trennte, zu einer Stätte der Begegnung, ja der Versöhnung werden konnte, ist keine Selbstverständlichkeit. Dazu war ein doppeltes notwendig - das Eingeständnis und die Annahme geschichtlicher Schuld sowie das Bekenntnis zum Zeugnis des Maximilian

So bedeutsam dieses Zeugnis auch für das Verständnis menschlicher Ethik, religiöser Kraft sowie für das deutsch-polnische Verhältnis auch ist - es ist dennoch begrenzt und kann nicht als Deutungsmuster der Sho'a in Anspruch genommen werden. Für die Wahrung dieser Grenze sind wir in den vergangenen Jahren durch den schmerzlichen Streit um das Kloster in Auschwitz tisemitismus nicht apologetisch zurückweist, sondern aushält, könnte auch für eine - weithin noch ausstehende - jüdisch-polnische Versöhnung von Bedeutung sein: denn Maximilian Kolbe war in Auschwitz selbst ausgegrenzt und wurde seinen ausgegrenzten und erniedrigten Leidensgenossen aus verschiedenen Nationen, Religionen und Weltanschauungen ohne Ansehen der Person zum Bruder.

So gilt für ihn auch ein Wort aus dem Talmud: "Wenn jemand ein Leben vernichtet, dann ist es, als hätte er eine ganze Welt vernichtet, wenn jemand ein Leben rettet, dann ist es, als hätte er eine ganze Welt gerettet." Theo Mechtenberg



er Zerfall der Bipolarität auf unserem Kontinent - die von zwei "halb europäischen Supermächten", der UdSSR und den USA, dirigiert wurde und gerade an der Nahtstelle zwischen den beiden deutschen Staaten besonders sichtbar war - hat den Deutschen die Vereinigung gebracht, den Anrainern im Osten ihre heiß ersehnte Unabhängigkeit und Selbstbestimmung wiedergegeben, dem europäischen Westen dagegen ein bis heute ungelöstes Dilemma beschert: Was hat absolute Priorität - die Erweiterung der EU um die ostmitteleuropäischen Staaten (dann aber auch um die Skandinavier, Schweizer und Österreicher) oder die Vertiefung der bestehenden Gemeinschaft?

Die Vereinigung Deutschlands und der "Rückzug" der beiden Supermächte aus Europa erscheinen wie zwei Seiten derselben Medaille, auch wenn weder die Vereinigung wirtschaftlich und sozialpsychologisch bereits zur Gänze vollzogen ist noch die Supermächte - zumindest die Amerikaner sich restlos aus Europa zurückgezogen haben. Wir sind in Europa mitten in einem historischen Prozeß, der völlig offen und auch in unseren Breitengraden nicht ohne unmittelbare Gefahren ist. Der Krieg in Jugoslawien und die halbherzige Aufnahme von Maastricht belegen, daß die Europäer keineswegs einen sicheren Fahrplan in die politische und wirtschaftliche Zukunft haben. Die seit einigen Monaten die Öffentlichkeit beherrschende Debatte darüber, ob das "Boot" der westlichen Wohlstandsnisses aufgefangen zu werden. Dieses Bündnis steht nun vor dem bisher ungelösten Dilemma, sich zwischen der geographischen Erweiterung von EU und NATO und der Vertiefung der bisherigen Strukturen entscheiden zu müssen.

Im ersten Fall würde die EU die erstarkten Deutschen zwar noch stärker "einbinden", zugleich aber die Gemeinschaft möglicherweise bis zur Unkenntlichkeit "verwässern". Im zweiten Fall würde sie zur "Festung Europa" und müßte sich gegen die Anwärter im Osten abschotten - und die Nahtstelle wäre diesmal die schon jetzt immer wieder als Rio Grande Europas apostrophierte deutsch-polnische Grenze, ein neuer Limes zwischen Ost und West.

les von dem, was in den Verträgen festgeschrieben wurde, noch nicht als selbstverständlich aufgenommen und von den Unsicherheiten der eigenen Standortbestimmung in den Schatten gestellt wird.

Unbestimmt ist noch die neue internationale Rolle der Bundesrepublik (die unentschiedene Debatte um den Einsatz der Bundeswehr "out of area" beweist es), ebenso sind es ihre nationalen Interessen (wie das Gerangel mit den EU-Partnern etwa in der Finanzpolitik zeigt) und ihr Geltungsdrang (ständiger Sitz im UNO-Sicherheitsrat) oder Geltungsbewußtsein ("Asyl-Diktat" gegenüber den östlichen Nachbarn). Als unbestimmt kann manchem auch die polnische Haltung erscheinen: Nach der mutigen Um-



Die deutschpolnische

Nachbarschaft und die Zukunft Europas

staaten "voll" sei und wie man sich vor der neuen "Völkerwanderung, der Habenichtse" schützen solle, zeigt, daß der Geist von 1989 wie jede "Völkerfrühlings"-Euphorie in der Geschichte vom Wind der nackten Egoismen verweht wurde.

Zugleich haben die Europäer wieder große Probleme mit der Harmonisierung ihrer Interessengegensätze und mit den "konzertierten Aktionen" zur Stabilisierung der Lage in ihrer unmittelbaren Nähe. Ex-Jugoslawien ist ein besonders krasses Beispiel, doch Ratlosigkeit schimmert durch auch im Hinblick auf die Stabilisierungsmöglichkeiten der GUS-Staaten, ja selbst der verhältnismäßig "sicheren Drittstaaten" wie Polen, Tschechien, Ungarn oder der Slowakei.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion und dem partiellen "Rückzug" der Vereinigten Staaten aus Europa ist zwar kein Machtvakuum entstanden. Sowohl die EU als auch die NATO rückten an den Böhmerwald und die Oder-Neiße-Grenze heran, und die einstigen "Kreml-Vasallen" sehnen sich nun danach, von der wirtschaftlichen und militärpolitischen Vernetzung des westlichen Bünd-

Die Schlüsselstellung der deutsch polnischen Beziehungen

Aus diesem Grund haben die deutsch-polnischen Beziehungen eine Schlüsselbedeutung für die Zukunft Europas. Nicht, weil Polen zu einer "mittleren Macht" aufgestiegen wäre oder den Europäern eine Neuauflage des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation blühte, sondern weil gerade an dieser Nachbarschaft die Fähigkeit oder Unfähigkeit, eine Interessengemeinschaft ungleicher Partner aufzubauen, unter Beweis ge-

Es ist noch zu früh, schon heute über den Erfolg oder Mißerfolg der in den beiden deutsch - polnischen Verträgen von 1990/ 91 entworfenen neuen Nachbarschaft zu urteilen. Beide Partner scheinen momentan zu viele Scherereien mit ihrer eigenen Innenpolitik zu haben und in der Außenpolitik wie in einem Brennesselfeld herumzutappen, als daß man nach knapp drei Jahren schon von einer Einübung in eine neue Epoche der gegenseitigen Beziehungen sprechen könnte. Zumal in beiden Ländern vieorientierung der polnischen Außenpolitik 1989 Richtung Westen, nach den wiederholten Beteuerungen, "Polens Weg nach Europa führt über Deutschland", kam es zu einer ratlosen Sprachlosigkeit über die Oder und Neiße hinweg und zu einer recht chaotischen Debatte in Polen über die Außenpolitik, in der zwar die Westorientierung, nicht bestritten wurde, aber - je nach politischem Standpunkt - nicht mehr Deutschland, sondem Frankreich, Amerika oder Italien Polens Hauptpartner im Westen sein sollten. Eine zusätzliche Ablenkung sowohl für die polnischen als auch die deutschen Politiker war 1991 der Zerfall der Sowjetunion, der nach den bangen Tagen des August-Putsches in Moskau erneut die Phantasie der Politiker Richtung Osten lenkte. 1992 beschäftigte sich die polnische Öffentlichkeit viel mehr mit den Beziehungen zu Litauen, Weißrußland, der Ukraine und Rußland als mit Deutschland. Ähnlich die deutsche Öffentlichkeit: Der Ruf, "Rettet Jelzin", löste das frühere "Rettet Gorbatschow" ab, und die vagabundierenden Atomsprengköpfe wie auch die Grenzstreitigkeiten zwischen den GUS-Staaten waren ein hinreichender Grund, bangen Auges die Entwicklungen und Chancen östlich von Polen zu verfolgen. Zwischen Polen und Deutschen herrschte eine scheinbare Windstille. In beiden Ländern beschränkten sich die Medien auf die Registrierung des Tagesgeschehens, und die Außenpolitiker setzten mühselig ihre im Nachbarschaftsvertrag von 1991 festgeschriebene Marschroute mit Treffen, Konsultationen und Vereinbarungen fort. Doch in beiden Ländern fehlt es an Kräften, die die gegenseitige Annäherung gesellschaftlich verankern und vorantreiben würden.

Die Asymetrie der Nachbarschaften im Westen und Osten

Es gehört zu den Standardformulierungen deutscher Politiker, die deutsch-polnischen Beziehungen mit den deutsch-französischen zu vergleichen. 1992 ist endlich auch das Jugendwerk nach deutsch-französischem Muster gegründet worden. Doch gerade dieses Beispiel zeigt, wie asymmetrisch die beiden Nachbarschaften für die Deutschen sind, und wie schwierig es sein wird, Polen als gleichwertigen Partner zu akzeptieren. Dies liegt nicht nur an dem geringeren Interesse der deutschen Schüler am Jugendaustausch mit Polen im Vergleich etwa zu dem mit Frankreich, sondern vor allem an der heute weitaus komplizierteren Lage in Europa als zur Zeit der deutsch-französischen Euphorie Ende der fünfziger Jahre, die die Aussöhnung mit Frankreich zur persönlichen Angelegenheit einer ganzen Generation machte. Die Überwindung der "Erbfeindschaft" fünfzehn Jahre nach dem Krieg war für die Deutschen ein Weg aus der internationalen Ächtung heraus. Sie war au-Berdem - ähnlich wie der "Amerikanismus" - vor dem Hintergrund der Konfrontation mit dem Kommunismus im Osten ein Zeichen der Zugehörigkeit zur besseren Hälfte Europas. Und schließlich war Frankreich traditionell für die deutschen Bildungsbürger ein insgeheim oft bewunderter "Erbfeind". mit dem nun ein gemeinsames Europa aufzubauen, nur verlockend war.

Im Vergleich dazu gibt es heute keine besondere europäische Aufbruchstimmung im Hinblick auf den Osten. Das ist zwar eine Binsenwahrheit, doch man sollte sie sich wieder ins Gedächtnis rufen. Die deutschdeutschen Probleme mit der mentalen Vereinigung, der Streit um die Treuhandstelle, die "Luftlandetruppen" der Wessis im Osten, die "Entindustrialisierung," der Ex-DDR und die "Entmündigung" der Ossis im Zuge der Abrechnung mit den DDR-Schriftstellern konnten weiter östlich als ein Modell für den Umgang des Westens mit dem ex-kommunistischen Osten verstanden werden. Hinzu kamen - besonders in Polen - hausgemachte Phobien und Vorbehalte gegenüber den Deutschen: die Befürchtung, die Deutschen wollten Polen planmäßig aufkaufen und auf "sanfte Art" die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges rückgängig machen, und das Mißtrauen, die von der deutschen Innenpolitik massiv unterstützte deutsche Minderheit in Polen werde quasi als ein "trojanisches Pferd" aufgebaut.

Zwischen Erfahrung und Neuentdeckung

Die polnischen Überlegungen zu Deutschland sind von der geschichtlichen Erfahrung und von der praktischen Nähe geprägt. Zum Vorschein kam dies etwa anläßlich einer innerpolnischen Debatte über den Plan einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit entlang der Oder und Neiße. Der nach dem brandenburgischen Ministerpräsidenten benannte "Stolpe-Plan" empörte zunächst einen Teil der polnischen Öffentlichkeit (obwohl dessen Grundzüge bereits im Vertrag skizziert wurden), die darin eine "schleichende Landnahme" angelegt sah; doch mit der Zeit entwickelte sich gerade in den Grenzgemeinden eine spontane BeweGrenze werden inzwischen Modelle ausprobiert, die manche Polen gerne auf die Ostgrenze übertragen würden. Daß es damit allerdings noch nicht allzu weit her ist, zeigte unlängst eine Debatte im Sejm, in der polnische Christlich-Nationale die Bildung von Euroregionen als einen Prolog zur "erneuten Teilung Polens" bekämpften.

Der Anlaß war zwar eine engere Zusammenarbeit Polens, der Ukraine, Ungarns und der Slowakei, doch gemeint war auch die "Pomerania" an der Odermündung.

Das Erwachen alten Mißtrauens

Der Krieg in Jugoslawien - d. h. die Separatismen und "ethnischen Säuberungen" ebenso wie die Unfähigkeit der Europäer, das



Adalbertus-Jugend mit polnischen Gästen beim Gementreffen 1992.

gung zur Zusammenarbeit, auf polnischer Seite sogar aktiver als auf deutscher, da der Sprung über die Grenze in den Radius der EU den Polen interessanter erscheint als den Deutschen aus dem strukturschwachen Randgebiet der Ex-DDR. So entsteht eine neue Disparität: Zwar wirkt sich die massive Finanzhilfe des Bundes für die neuen Länder auf den Ausbau der Infrastruktur auch in den deutschen Grenzgemeinden positiv aus, während die polnischen jenseits der Grenze stagnieren, doch an den kleinen Privatinvestitionen in dieser Region kann man ablesen, daß es die Polen sind, die eine. Zusammenarbeit mit den Deutschen suchen. In der Grenzregion wurden die Weichen für eine Neuentdeckung der deutsch-polnischen Nachbarschaft bereits gestellt. Noch beherrschen Übergriffe deutscher Skins auf Polen oder polnischer auf Deutsche die Medien, doch immer wieder hört man auch von neuen Grenzübergängen und gemeinsamen Initiativen - wie in Frankfurt/Oder, wo nicht nur eine europäische Universität, die "Viadrina", sondern auch ein deutsch-polnisches Gymnasium entstand. An der deutschen

Morden im Namen einer supranationalen Verantwortung zu stoppen - hat ähnlich wie ein Erdbeben noch weit entfernt vom Epizentrum nachhaltige Auswirkungen. Der Glaube an eine politische Willensbildung der Gemeinschaft ist schwächer geworden. Auch das Zögern der NATO-Länder vor einer Aufnahme der ostmitteleuropäischen Länder weckt in Warschau oder Budapest das alte Mißtrauen, wieder einmal habe man in geheimen Absprachen - gleich, ob im Kaukasus oder auf Malta - eine unsichtbare Linie quer durch Europa gezogen und die früheren Warschauer Pakt-Staaten wie ehedem der sowjetischen bzw. russischen Interessensphäre zugeschlagen. Daß die westlichen Politiker in Rußland nach wie vor eine atomare Weltmacht sehen, ist nur realistisch; daß sie aber für die Argrumente jener russischen Politiker ein offenes Ohr finden, die ständig betonen, eine Aufnahme Polens, Ungarns, Tschechiens oder der Slowakei in die NATO gebe nur den nationalistischen Kräften in Rußland Aufwind, wird auch in Polen gelegentlich als ein Indiz für die Wiederkehr der alten Geo- und Machtpolitik empfunden. Und tatsächlich gibt es auch in Deutschland offene Überlegungen in diese Richtung, wenn etwa die "Frank-

furter Allgemeine Zeitung" über eine

"Renationalisierung" der deutschen Außenpolitik nachdenkt und deutsche Politologen die deutsche "Angst vor der Macht" kritisieren oder - wie Arnulf Baring - die Hierarchie der deutschen Prioritäten so darstellen, als musse Deutschland - unfähig, länger den "Allerweltfreund" zu spielen - sich entscheiden, wer im Osten sein Hauptpartner sei, Rußland oder Polen und Tschechien. In den strategischen Überlegungen in Polen, die weitsichtiger als die Kommentare der Tagespolitik sind, nimmt man dieses deutsche Dilemma sehr ernst. In einer Studie des Posener Westinstituts konnte man im Sommer 1992 lesen: "Die Vereinigung, verlief für Deutschland optimal. Abgesehen von der Klausel, daß die Sowjetarmee bis 1994 in der Ex-DDR bleibt und daß in den neuen Ländern keine NATO-Truppen stationiert werden dürfen, gibt es keine Bedingungen, die auf irgendein Mißtrauen hindeuten könnten. Es gibt keine Kontrolle über Deutschland, keine Einbindung als Bedingung - das Vertrauen ist vorhanden. Deutschland stellte seine Einheit wieder so her, wie es sich das gleich nach dem Krieg nicht einmal hätte wünschen können. Europa hat freiwillig einem neuen Zentrum zugestimmt. Die Zustimmung beinhaltete auch eine Akzeptanz der deutschen Dominanz. Und die Verschiebung in Europa erfolgte schneller als erwartet. Mit dem Zerfall der Sowjetunion - und gleich, was man von ihr hält, sie neutralisierte die deutsche Übermacht - gleitet Deutschland in eine Region hinein, in der es keine Konkurrenten hat: Die USA sind zu weit. Rußland wurde hinter die Grenzen des 17. Jahrhunderts zurückgedrängt (mit Ausnahme der Königsberger Region), Frankreich und England hielten Ostmitteleuropa schon immer für eine deutsche (und russische) Einflußzone, und auch jetzt sieht Deutschland seine Aufgabe in der Wiederherstellung dieser Region. Der Zerfall der Sowjetunion provoziert Deutschland geradezu zu dem traditionellen Spiel mit Rußland, den baltischen Staaten und der Ukraine. Ob das Vakuum im Osten neutralisiert wird durch die disziplinierende Rolle der NATO oder der EU. muß sich zeigen, zumal die Signale aus Washington wenig schlüssig sind." Einerseits dränge man Deutschland zu einer aktiven Unterstützung bei der Lösung regionaler Konflikte wie 1991 am Golf, andererseits sei man über die deutschen Extratouren in Jugoslawien verwundert. Die EU-Staaten fürchteten einen deutschen Neutralismus und Nationalismus, seien aber nicht bereit, die westeuropäische

Integration voranzutreiben. Interessant sind die Schlußfolgerungen dieser Studie: "Oberstes Prinzip der deutschen Politik ist heute, einer Destabilisierung an der Ostgrenze vorzubeugen und in der Zukunft eine wirtschaftliche und politische Expansion vorzubereiten. In der Praxis versucht Deutschland, Ruhe im Osten zu kaufen; seit 1989 hat es 90 Milliarden DM überwiesen, davon 60 Milliarden an die UdSSR. Die Deutschen übernahmen 54% der westlichen Hilfe an die Sowjetunion und 32% der Hilfe für Ostmitteleuropa. Diese Mittel versagen, diese Region ist nicht stabiler, sondern droht, in ein Chaos abzugleiten, das diktatorische Regime nicht ausschließt. Doch Deutschland kann nicht einmal auf langfristige Dankbarkeit hoffen - die postkommuninistischen Völker sind überzeugt, daß die Reichen sowieso mit den Armen teilen sollten. Man mag weder Gläubiger noch Wohltäter, die einen hält man für Diebe wegen der Zinsen, die anderen für heimtückische Heuchler...

Für die polnische Strategie ergibt sich nach dieser Studie eine konkrete Chance - eine "deutsch-polnische Interessengemeinschaft" aufzubauen, bevor Deutschland stärker und eigennütziger sein wird. Polen solle dem neuen Deutschland gegenüber Vertrauen und Kooperation entgegenbringen. Das wäre eine europäische Investition in die Zukunft.

Chancen für eine harmonische Gemeinschaft

Doch die Zeitgeschichte entwickelt sich schneller als es den Planern lieb ist. Einerseits gab es in der letzten Zeit rein optisch etwas von einer "Interessengemeinschaft", als Hans-Dietrich Genscher den polnischen und den französischen Außenminister nach Weimar einlud, um die Parallelität der beiden Nachbarschaften zu betonen. Auch beim Deutschlandbesuch des polnischen Staatspräsidenten 1992 fielen gewichtige Worte. Doch da, wo es hart auf hart kommt, in der Innenpolitik - etwa der Asylfrage - ist von einer "Interessengemeinschaft" zwischen Deutschen und Polen kaum etwas zu spü-

Die Oder-Neiße-Grenze macht wieder Schlagzeilen. Nicht ihr Verlauf, nicht ihre Anerkennung bewegt die Gemüter, sondern ihre "Absicherung" vor dem Zustrom illegaler Einwanderer und die "Zurücknahme" der abgelehnten Asylbewerber, die über diese Grenze nach Deutschland gelangt sein sollen. Daß dabei die deutschen Innenpolitiker ohne Rücksichten auf die polnischen Möglichkeiten, diese Unglückseligen aufzunehmen und zu beherbergen, mit der Wiedereinführung der Visumpflicht für die Polen drohten und ihnen die Schließung der polnischen Ostgrenze vor den Einwanderern nahelegten, zeigte, wie schnell die eigenen "Interessen" vor der "Gemeinschaft" den Vorrang bekommen können.

Die gute deutsch-polnische Nachbarschaft ist vorerst ein Projekt, ein Entwurf mit guten Vorsätzen, aber vielen Stolperdrähten und Sprengkammern, die nicht so sehr auf einer "Erbfeindschaft" beruhen als auf Unkenntnis und mangelnder Erfahrung im Umgang miteinander. Dennoch ist es nicht als Beschwörung zu verstehen, wenn gesagt wird, daß nach wie vor Chancen für eine harmonische deutsch-polnische Gemeinschaft bestehen. Geduld allein reicht allerdings nicht aus, es muß auch der Wille vorhanden sein, sie im Konkreten aufzubauen - auch gelegentlich gegen vordergründige Eigeninteressen. Das gilt für beide Nachbarn gleichermaßen..

Adam Krzeminski, Warschau

m 25./26. Juni 1994 beging man in Deutschland und Polen die 600. Wiederkehr des Todestages einer von Menschen beider Völker verehrten großen Frau: Dorothea von Montau. In München feierte am Sonntag, dem 26. Juni, der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner in Konzelebration mit dem Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken, Prälat Johannes Bieler, in der Michaelskirche ein Pontifikalamt. Dort gibt es seit 1979 in einer Seitenkapelle eine Gedächtnisstätte der Heiligen, in der ein Stückchen Stein aus der Klause in Marienwerder eingemauert ist, in der Dorothea die letzten 14 Monate ihres Lebens verbrachte.

In Marienwerder (polnisch Kwidzyn) fand die herausragende Feier in Polen zu Ehren der Heiligen statt: am 25. Juni - am eigentlichen Todestag - wurde unter dem Vorsitz des Bischofs von Elbing, Dr. Andrzei Sliwinski, eine wissenschaftliche Tagung mit Vorträgen über das Leben Dorotheas und das historische Umfeld ihrer Zeit abgehalten, an der aus Deutschland auch der Apostolische Visitator der Ermländer, Prälat Schwalke, und als Vortragender der Vorsitzende des historischen Vereins für Ermland, Dr. Hans Karp, teilnahmen. Am Abend des Tages feierte Bischof Sliwinski im Dom zu

Dorothea von Montau

Zur 600-Jahrfeier ihres Todestages am 25. Juni 1994

Marienwerder - einst Kathedrale des historischen, 1243 gegründeten und durch die Reformation 1527 aufgehobenen, Bistums Pomesanien, nun Konkathedrale des 1992 neugegründeten Bistums Elbing - ein Pontifikalamt, in dem in der Konkathedrale ein neues Domkapitel eingesetzt wurde. Am Sonntag fand dann in Anwesenheit des Ermländischen Erzbischofs Dr. Edmund Piszcz die eigentliche Jubiläumsfeier in der Konkathedrale statt, in der die hl. Dorothea von Montau zur Patronin des neuen Bistums Elbing erhoben wurde.

Wer war Dorothea?

Doch wer war nun diese Frau, zu deren Ehren diese großartigen kirchlichen Feiern stattfanden und die doch trotzdem in beiden Ländern nur einem ganz begrenzten Kreis von Menschen bekannt ist?

Dorothea von Montau gehört zu den großen mittelalterlichen Mystikerinnen. Schon in einer Chronik aus dem 15. Jh. wird sie neben die hl. Katharina von Siena und die hl. Birgitta von Schweden gestellt; alle drei lebten in der zweiten Hälfte des 14. Jh.. Über Dorothea von Montau gibt es eine Fülle von Schrifttum aus allen Jahrhunderten nach ihrem Tod, das - einschl. der Kanonisationsakten aus dem Mittelalter - erhalten geblieben ist. Und dennoch ist das Wissen über diese außerordentliche mittelalterliche Frauengestalt des Ostens heute insbesondere in der deutschen Kirche fast gänzlich verblaßt.

Kindheit und Jugend

Dorothea wurde am 25. Januar 1347 in dem Dorf Montau geboren und in der dortigen Pfarrkirche am 6. Februar getauft. Montau liegt im Weichseldelta wenige km nördlich von jener Stelle, wo die Nogat von der Weichsel abzweigt, die man "Montauer Spitze" nennt. Dort liegt das Land, wie in Hol-



Holzschnitt von 1492.

land, teilweise unter dem Meeresspiegel. Dorotheas Eltern waren Bauern. Der Vater, Wilhelm Swarcze, war aus dem Gebiet der Rheinmündung in Holland eingewandert als einer jener Kolonisten, die der Deutsche Ritterorden ins Land gerufen hatte, um das Weichseldelta zu fruchtbarem Land zu machen. Die Mutter, Agatha, stammte aus dem Preußenland, in dem das ganze Leben insbesondere auch das religiöse - stark vom Deutschen Ritterorden geprägt war. Dieser hatte das Land seit 1230 im Kampf gegen die heidnischen Pruzzen erorbert, christianisiert und teilweise neu besiedelt.

Dorothea wuchs gemeinsam mit 8 Geschwistern in einer tiefreligösen Familie auf, in der besonderes durch das Vorbild der Mutter sich bei dem Kind ein intensives Gebetsleben entwickelte, einschließlich der in jener Zeit üblichen Frömmigkeitsformen der Askese, Fastenübungen und Kasteiungen, wie auch der sogenannten Venien, durch die der Betende sich in besonders intensiver Weise mystisch in das Leiden Christi versenkte. Mit 6 Jahren hatte sie ein Schlüsselerlebnis, das ihr weiteres Leben wesentlich mitprägen sollte: als sie durch die Unachtsamkeit einer Magd mit kochendem Wasser verbrüht und lebensgefährlich verletzt wurde, hörte sie eine innere Stimme, die zu ihr sagte: "Ich mache aus dir einen neuen Menschen". Auf wunderbare Weise wurde sie geheilt und fiel in der Folge durch besonderen religiösen Eifer auf. Dorothea erhielt keinerlei Schulbildung, doch es wird berichtet, daß die mit einem besonders guten Gedächtnis Begabte sehr schnell vom Hören lernte. Nach dem frühen Tod des Vaters mußte sie mit 12 Jahren einen Großteil der häusliche Pflichten übernehmen, insbesondere oblag ihr die Verteilung der Almosen an die Armen.

Ehefrau und Mutter

Mit 16 Jahren heiratete sie 1363 nach anfänglichen Widerstreben einen 20 Jahre älteren angesehenen Waffenschmied aus Danzig, Adalbert Schwertfeger. Sie lebte nun in der Stadt auf der Langgasse 64. Die Ehe währte 27 Jahre bis zu Adalberts Tod 1390. 9 Kindern schenkte sie das Leben, von denen jedoch 8 - bis auf die letzte Tochter Gertrud, die später Benediktinerin wurde in den Pestjahren 1375 und 1383 als Kinder starben. Es wird berichtet, daß sie eine fürsorgliche Hausfrau und Mutter war, die auch ihren - für sie durch die Heirat stark veränderten - gesellschaftlichen Pflichten nachkam. Von Beginn war jedoch ihre Ehe begleitet von einer wachsenden geistigen Verinnerlichung, die in der Steigerung ihres Gebetslebens, der Zunahme asketischer Übungen und dem seit 1364 Einsetzen mystischer Visionen ihren Ausdruck fand. Dorothea versuchte zunächst, all das geheim zu halten, doch als sich bei ihr immer wieder mystische Ekstasen äußerten, erfuhr sie harte Strafen und sogar schwere Mißhandlungen durch ihren Ehemann. Als 1374 der Leichnam der hl. Birgitta von Schweden auf dem Weg von Rom in ihre Heimat einige Zeit in Danzig zur Verehrung verblieb, wählte Dorothea sich Birgitta zum Vorbild. 1380 erhielt sie nach langem Bemühen vom Pfarrer der Danziger Marienkirche die Erlaubnis zum Empfang der hl. Kommunion an allen Sonn- und Feiertagen, eine für die damalige Zeit, in der Laien im allgemeinen nur einmal jährlich beichteten und kommunizierten, außergewöhnliche Auszeichnung.

Pilgerin und Klausnerin

Nachdem Dorothea schon manche Wallfahrten zu den Gebetsstätten in ihrer Heimat unternommen hatte, zog es sie nach dem Tod ihrer Kinder ab 1384 zu den großen Wallfahrtsstätten Europas. Zweimal pilgerte sie nach Aachen und Einsiedeln, 1384 gemeinsam mit ihrem Mann, im Jahr darauf nahmen sie ihr letztes Kind Gertrud mit, augenscheinlich mit der Absicht, in Einsiedeln zu bleiben, da sie ihr Haus in Danzig vorher verkauften. Als sie dennoch 1387 veranlaßt durch Kriegswirren in der Schweiz - nach Danzig zurückkehrten, baute Adalbert nahe bei der Katharinenkirche ein kleines Haus, aus dem Dorothea jedoch schon 1389 erneut allein zu einer Wallfahrt zum Heiligen Jahr 1390 nach Rom aufbrach. Obwohl überschattet von körperlichem Zusammenbruch - über sieben Wochen verbrachte sie in einem Spital - erfuhr Dorothea dort Höhepunkte der Ekstase und Beschauung. Sie empfand sich "in einen neuen Menschen verwandelt" und empfing den Grad der "vollkommenen Liebe". Als sie im Mai 1390 wieder in Danzig ankam, war ihr Mann inzwischen verstorben. Sie verschenkte darauf ihre Habe, um den Rest ihres Lebens ganz Gott zu weihen. Vom Domkapitel in Marienwerder - wo ihr Beichtvater und späterer Biograph Johannes von Marienwerder Domherr war - erhielt sie nach langer Prüfung die Erlaubnis, dort am Dom in einer kleinen besonders für sie gebauten Klause mit Blick auf den Altar der Unterkirche zu leben. Am 2. Mai 1393 wurde sie dort eingeschlossen, täglich empfing sie die hl. Kommunion, sonst nahm sie nur geringe Nahrung zu sich. Viele Menschen kamen zur Klause, um von ihr Rat und Weisung zu erhalten. Sie rief auf zum Gebet in den Spannungen jener Zeit, als sich der Zerfall des Deutschen Ritterordens ankündigte und die Kirche unter dem großen abendländischen Schisma litt.

Im Rufe der Heiligkeit

Als Dorothea am 25. Juni 1394 in ihrer Klause im Rufe der Heiligkeit starb, wurde sie in der Krypta des Domes zu Marienwer-



Die Dorotheen-Klause im Dom zu Marienwerder.

der begraben. Schon im September 1395 wurde in Rom das Kanonisationsverfahren beantragt, 1396 errichtete man über ihrem Grab einen Altar. Der Dom wurde zur Pilgerstätte für Deutsche und Polen aus dem ganzen Land. Als 1410 der Deutsche Ritterorden bei Tannenberg vernichtend geschlagen wurde und der polnische König Wladislaw mit seinen Truppen brandschatzend gen Marienburg zog, verschonte er Marienwerder und betete am Grab Dorotheas. Mit der Einführung der Reformation im Ordensland durch Albrecht von Brandenburg im Jahre 1525 kam jedoch das Heiligsprechungsverfahren für Dorothea zum Stillstand, und als Marienwerder evangelisch wurde, verwüstete man 1544 ihre Grabstätte, so daß heute niemand weiß, wo sich ihr Grab befindet.

Im Volk jedoch blieb die Erinnerung an die heilige Frau wach, sie wurde als Mutter, Pilgerin und Klausnerin weiter verehrt und angerufen. Im 17. Jh. wurden besonders in der Diözese Kulm, zu der Marienwerder nun gehörte, in den Kirchen viele Bilder

der Heiligen aufgestellt, und es entstand eine Fülle von Schrifttum. Anfang des 19. Jh. setzte dann eine wissenschaftliche Dorotheenforschung ein, jedoch erst im 20. Jh. versuchte Bischof Kaller von Ermland 1932, die Wiederaufnahme des Prozesses in Rom zu erreichen. Der 2. Weltkrieg unterbrach diese Bemühungen, die dann erst 1951 wieder aufgenommen wurden. Der "Motor" war der Danziger Prälat und Dorotheenforscher Dr. Richard Stachnik, der dann lange Jahre in Rom der Sachwalter des 1960 endlich wieder aufgenommenen Prozesses war. Unterstützt wurde das Anliegen sowohl von den vertriebenen Gläubigen und ihren Oberhirten aus West- und Ostpreußen - so auch besonders nach seiner Freilassung aus kommunistischer Haft vom Danziger Bischof Dr. Carl Maria Splett - als auch von den Bischöfen und Gläubigen, die heute in der Heimat Dorotheas leben. Das Konzil verzögerte noch einmal den Verlauf des Verfahrens, bis es endlich am 9. Januar 1976 zum Abschluß kam, als Papst Paul VI. durch ein Dekret den "Kult der Ehrwürdigen Dienerin Gottes Dorothea von Montau, Witwe, Klausnerin, die "Selige" oder "Heilige" genannt wird", als rechtskräftig bezeichnet und bestätigt hat. In großartigen liturgischen Feiern wurde dieses Dekret sowohl in der Heimat Dorotheas - in den Diözesen Danzig und Ermland - als auch für das deutsche Sprachgebiet in Dom zu Münster verkündet, letzteres am 26. Juni 1977 in Anwesenheit von 10 Bischöfen und annähernd 5.000 Gläubigen.

Dorothea und ihre Zeit

Dorothea von Montau lebte in einer Zeit tiefer Krisen in Kirche und Gesellschaft an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neu-

Dorotheen-Kirche in Danzig-Nenkau,

ster Eckhart, Johannes Tauler etc.) erfüllte die Gedankenwelt vieler Christen. Die Kunst jener Zeit gibt davon beredt Zeugnis, denken wir an die Darstellungen des Leidens Christi und Mariens: Kruzifix, Schmerzensmann, Pieta. Dorothea stand mitten in diesen Bewegungen, sie nahm regen Anteil daran und versuchte, sie als Betende zu ertragen. Sie litt schwer darunter, körperlich und seelisch, so wie es die Pfeile auf dem ersten Dorotheenbild von 1492 darstellen. Im Osten Europas kamen die sich steigernden Spannungen zwischen dem Deutschen Orden, Polen und Litauen hinzu, deren Entladung in einem jahrzehntelangen Krieg, in Notzeit und einer totalen Veränderung der kirchlichen und politischen Verhältnisse in ihrer Heimat Dorothea visionär voraussah. Immer wieder rief sie zur Umkehr auf, ermahnte den Hochmeister und den König von Polen und betete um Frie-

Durch die Jahrhunderte blieb sie dem Volk eine Heilige, die Polen und Deutsche gemeinsam verehrten und um Erhalt des Friedens anriefen. Polen und Deutsche haben nun nach dem 2. Weltkrieg - der sie in besonderem Maße entzweite - erreicht, daß die im Volk lebende Verehrung der hl. Dorothea auch offiziell bestätigt und für die ganze Kirche anerkannt wurde. So ist Dorothea eine Heilige des Brückenschlages zwischen Polen und Deutschen, eine Fürsprecherin für den Ausgleich zwischen den Völkern Osteuropas, für den Erhalt des Frie-

Kirchen zu ihren Ehren

Die Anerkennung des Kultes hatte zur Folge, daß nun auch Pfarrgemeinden den Namen der Heiligen tragen und Kirchen mit ihrem Patronat gebaut werden dürfen. Die Diözese Elbing hat in der Bischofsstadt be-

zeit. Große Angst vor dem Wirken des Teureits eine Dorotheen-Kirche. Am Stadtrand fels, vor dem Nahen der Endzeit ging um, von Elbing in einem Neubauviertel wurde Häresien brachen auf, die Pest und andere eine alte Fachwerkkirche aus Katznase im Seuchen bedrohten die Menschen. Die Sehn-Marienburger Werder, die dort dem Verfall sucht nach Buße, Umkehr und Rettung war preisgegeben war und abgetragen wurde, stark, es entstanden die großen Prediger-1980-86 wiedererrichtet und der hl. Doround Bettelorden, die christliche Mystik (Meithea geweiht. Dazu beigetragen haben vor allem in Elbing beheimatete deutsche Spen-Aber auch im heutigen Erzbistum Danzig Bauzustand Herbst 1993.

entsteht in mühsamer Kleinarbeit inzwischen eine Dorotheen-Kirche. Als am 15. Juni 1979 in dem kleinen Dorf Nenkau, polnisch Jasien, das ca. 5 km westlich vom Stadtkern Danzigs entfernt an der Straße nach Karthaus liegt, eine neue Pfarrgemeinde gegründet wurde, stellte man sie als erste in der Diözese Danzig unter das Patronat der hl. Dorothea von Montau. Seitdem sind 15 Jahre vergangen. Der jungen Gemeinde - in der jetzt ein großes Neubaugebiet mit ca. 10.000 Einwohnern entsteht - dient immer noch die am Rande des Kirchbaugrundstücks 1981 errichtete Notkirche mit ca. 100 Plätzen als Gottesdienstraum, dessen Dorotheen-Altarbild vom Adalbertus-Werk gestiftet und 1988 bei der ersten Wallfahrt Danziger Katholiken in die alte Heimat überbracht wurde. Die eigentliche Dorotheen-Kirche, mit deren Bau wegen der politischen Verhältnisse erst 1988 begonnen werden konnte, ist erst etwa zur Hälfte fertig. Wenn alles gut geht, wird vielleicht noch in diesem Jahr die Unterkirche eingeweiht. Der Bau wird im Wesentlichen in Eigenarbeit der Gemeindemitglieder erstellt und fast nur durch Spenden finanziert, wozu die Danziger Katholiken - insbesondere die Teilnehmer der Gementreffen - manchen Beitrag geleistet haben. Aber auch andere Gruppen - so die Danziger CV-Verbindung Baltia und der Bund Neudeutschland - haben ihr Schärflein dazu beigetragen. Pfarrer Bronislaw Kabat, der schon der dritte Pfarrer der neuen Gemeinde ist - seine Vorgänger haben vor der ungeheuren Aufgabe kapituliert - hat den festen Willen, den Bau zu vollenden; ihm gebührt uneingeschränkte Bewunderung! Zum Dorotheen-Jubiläum hat das Adalbertus-Werk ihm und seiner Gemeinde einen Segenswunsch übermittelt.

Zeichen für Frieden und Versöhnung

Kurz vor seinem Tod hat Prälat Dr. Stachnik - dessen Lebenswerk es war, sich um die Anerkennung der kirchlichen Verehrung der hl. Dorothea zu mühen - noch von dem geplanten Bau der Kirche in Nenkau erfahren. In einem Telefongespräch sprach er damals eine Mahnung an die ihm nachfolgende Generation aus, den polnischen Schwestern und Brüdern bei der Vollendung dieses Kirchbaus tatkräftig zu helfen. Es ist an der Zeit, diese Mahnung wirklich ernst zu nehmen, und zwar in Gebet und Opfer, denn es steht zu befürchten, daß die Gemeinde nun nach der "Wende", da sich in Polen allenthalben große Armut zeigt - aus eigener Kraft weniger denn je dazu in der Lage ist. Uns aber bietet sich die Chance, im Kirchbau zu Ehren der hl. Dorothea in Erfüllung ihrer geistigen Anliegen gemeinsam mit den heute in unserer Heimat lebenden Menschen ein sichtbares Zeichen für Frieden und Versöhnung zu setzen. Die Feier des 600. Jahrestages ihres Todes sollte dazu neuen Ansporn geben! Gerhard Nitschke

Literaturhinweis: "Dorothea von Montau. Eine preußische Heilige des 14. Jh.

Herausgegeben von Richard Stachnik und Anneliese Triller Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland, 1976, zu beziehen vom Ermlandhaus, Ermlandweg 22, 48159 Münster.

Identität und Glaube

"Identitätsfindung als Brücke zueinander" ist das Motto, unter dem das diesjährige Gementreffen steht. Was aber heißt "Identität" eigentlich und was hat sie mit unserer Arbeit als Vertriebenenverband zu tun? Der christliche Glaube war von Anfang an ein Identitätsmerkmal dieser Arbeit; dies ist ein äußerer Grund, Identität und Glaube in einen Zusammenhang zu bringen, um eine Antwort auf die Frage zu finden. Es gibt noch einen inneren Grund: Die Geschichte, die Revolutionen, Nationalismen und Vertreibungen hervorbrachte, ist dieselbe europäische Geschichte, aus deren Geist die Idee einer Identität von Klassen, Nationen und Personen hervorging. Diese neuzeitliche Geschichte wäre ohne den christlichen Glauben undenkbar. Da wir die Emanzipation von Herkunft und Geschichte durch Verdrängen, Vergessen und Verschweigen als Identitätsverlust deuten, erscheint es für eine Identitätsfindung notwendig, die Spur der Geschichte von Identität und Glaube zu verfolgen.

Was meinen wir also, wenn wir von "Identität" sprechen? Im griechischen Denken, aus dessen Philosophie der Begriff stammt, wäre der Bezug auf ein zufälliges Individuum nicht denkbar; "Selbigkeit" hat nur das, was sich dem Wandel der Zeit entzieht. Nur den Launen des Schicksal Entzogenes, wie der unveränderliche Sternenhimmel, die mythische Götterwelt und die metaphysische Ordnung des Universums, bleibt immer dasselbe (lat.: idem).

Setzen wir jedoch voraus, daß man Identität finden kann, zeigt sie sich gerade als der Zeit unterworfen; und stellen wir fest, daß jeder seine eigene Identität finden muß, erweist sie sich noch nicht einmal als allgemeiner Begriff. Diese Wendung konnte der europäische Geist nur mit Hilfe eines verinnerlichten Glaubens vollziehen, der auch dann noch seine Wirkung zeigt, wenn er äußerlich nicht mehr vollzogen oder sogar vergessen wird. Drei Momente unseres heutigen Identitätsbegriffes machen es möglich, das hinfällige, dem Schicksal und Tod ausgelieferte menschliche Leben mit einer Eigenart des Ewigen in Verbindung zu bringen: a) die Einzigartikeit, b) die Geschichtlichkeit, c) die Erwartung einer Vollendung

a) Alles, was einzigartig ist, hat schon deshalb einen Ewigkeitscharakter, bricht aus dem ewig gleichen Kommen und Gehen der Zeit heraus, weil in ihm etwas Besonderes in solchem Maße zur Erscheinung kommt, wie es unwiederholbar ist. Unser Name ist Ausdruck dieser Einzigartigkeit; er ist zugleich das einzige, was unser Leben lang wirklich identisch bleibt. Er repräsentiert ungebrochen die ganze Person, das Offensichtliche und das Verborgene, das Junge und das Alte, das Vergangene und das Werdende; ja, selbst wenn wir aus der Welt geschieden sind, hält er uns fest. Und zugleich sagt er eigentlich nichts über die Person (anders als Bezeichnungen wie "unser

Briefträger" oder "meine Frau"). Er ist besser geeignet, ein Du anzusprechen, als über jemanden etwas auszusagen.

Diese Erfahrung des Anspruchs machte das von seinem Gott berufene Volk Israel. Wegen seiner Berufung wußte es um seine Einmaligkeit, die der Einzigartigkeit Gottes entsprach: "Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. (Dtn 6,4). Auch Gott wird erst da zu Gott, wo er einen Namen hat, mit



dem er sich identifiziert. Ihn offenbart er dem Mose am brennenden Dornbusch: "Ich bin der Ich-bin-da." (Ex 3,14). In diesem Namen offenbart sich Gott zwar, und doch entzieht er sich zugleich. Er sagt viel über seine Nähe, Güte, Ewigkeit und doch eigentlich nichts, was nicht schon mit dem "Ich bin" gesagt wäre. Die Einheit von Offenbarung und Entzug ist der Charakter von Einzigartigkeit und Lebendigkeit. Die Bilder und Götzen der Heiden sind nur Machwerk von Menschenhand, die zwar eine sichtbare, greifbare und begreifbare Identität zu garantieren vermögen, aber gerade deshalb tot und nichtig sind. Die Identität des jüdischen Gottes ist gerade seine Unbegreiflichkeit. Nur dem Bild dieses Gottes gemäß kann der unbegreifliche Mensch seine Identität finden, solange er sich in seiner Einzigartigkeit bei seinem Namen gerufen

b) In unserer Bibel sind lauter Geschichten mit Gott zu einer Geschichte mit Gott zusammengefügt, obwohl ihnen nur gemein zu sein scheint, daß sie Geschichten mit Gott sind. Gerade in den Auf- und Umbrüchen entdeckt das Volk immer neue Seiten an seinem Gott und lernt sich selbst tiefer kennen. Dort, wo der immergleiche Lauf der Geschichte unterbrochen wird, setzt sich paradoxerweise der Weg der Identitätsfindung fort: beim Aufbruch Abrahams in das verheißene Land, beim Exodus aus dem Sklavenhaus Ägyptens, auch bei der Verschleppung ins Exil nach Babel. Auf all diesen Wegen weiß das Volk um Gottes Gegenwart als Verheißender, als Führender, als Strafender. Durch seinen Glauben weiß das Volk, daß die Brüche der Geschichte nicht seine Identität gefährden, sondern im Gegenteil erst ermöglichen. Es erkennt erst durch diese Erfahrung mit seinem Gott, was

es eigentlich ist und sein soll. Auch geprägt durch das Schicksal der Vertreibung, kann man nicht sagen: "Eigentlich wäre ich...", denn man ist niemand anders, als man geworden ist, durch die Schicksale, verschuldet oder unverschuldet, verziehen oder unverzeihlich. Freilich bedarf es des Glaubens. um annehmen zu können, daß diese Geschichte eine mir zugedachte Geschichte ist, in der ich tatsächlich zu dem kommen kann, was ich eigentlich bin, in der ich meine Identität finden kann.

c) Aber Israel hat nicht nur seine Geschichte als die von Gott zugedachte Geschichte angenommen, es hat auch zunehmend gespürt, daß es aus der Geschichte allein niemals seine endgültige Identität finden wird: Israel hat sich nicht nur berufen, sondern auch als erlösungsbedürftig erfahren. Je grö-Ber das Verschulden, je tiefer die Krise, desto größer scheint die Hoffnung auf Erlösung zu werden. Höhe- und Endpunkt dieser sich steigernden Hoffnungen ist die Erwartung, daß am Ende der Zeiten Gott selbst als Gesalbter auf die Erde herabkommt, um sie zu richten und zu vollenden. Diese Erwartung bezeugt, daß alles Irdische nur vorläufig, zugleich aber der Vollendung fähig ist. Die endgültige Identität läßt sich in der Geschichte nicht finden: Wer sie gewinnen will, wird sie verlieren, wer sie aber scheinbar verliert, wird sie gewinnen. Im Tod am Kreuz schienen Jesu Verkündigungen und Verheißungen tatsächlich ad absurdum geführt. Und doch konnte nur so für alle Vollendung ermöglicht werden. Demnach äu-Bert sich Identität, wenn sie in Geschichte und Individuum möglich sein soll, nicht als zufriedene Selbsthabe, die sich jenseits der Geschichte wähnt, sondern als immer neuer Aufbruch ins Ungewisse, der scheinbar die eigene Identität aufs Spiel setzt. Gewiß, ohne Anspruch, ohne Ruf, ohne gefundene Identität kann es keine Brücken zueinander geben (Wie soll man auch Brücken ohne Pfei-



Gottesdienst beim Gementreffen.

ler bauen?). Ohne Versöhnung mit der Geschichte, mit denen, die an mir schuldig wurden, mit denen, an denen ich schuldig wurde, kann Identität aber nicht gefunden, sondern nur verdrängt, vergessen und verloren werden. Und so ließe sich im Glauben auch umgekehrt formulieren: Brücken zueinander als Identitätsfindung,

Adalbert Ordowski

Die Verfolgung und der Widerstand der Katholischen Kirche in der Freien Stadt **Danzig von 1933 bis 1945**

Am 20. Juli 1994 jährt sich zum 50. Mal der Tag des mißglückten Attentats auf Hitler in der Wolfschanze im damaligen Ostpreußen. Es war der letzte verzweifelte Versuch einer Gruppe von edel gesinnten Offizieren, Deutschland von der nationalistischen Tyrannei zu befreien. Hinter ihnen stand eine Vielzahl von Gleichgesinnten, die - sei als Einzelpersonen oder in Gruppen verschiedenartiger geistiger Herkunft und Ausrichtung - Widerstand leisteten und Überlegungen zur Zukunft Deutschlands anstellten, z. B. im sogenannten "Kreisauer Kreis". Getragen und zur Tat angespornt wurden die Attentäter sicher wohl auch durch das Wissen um die ungeheure Zahl derer, die bis dahin schon seit 1933 im NS-Staat hatten Unrecht und Verfolgung erleiden oder sterben müssen. Hierzu gehörte - neben den Millionen jüdischen Opfern in Deutschland und den seit 1939 besetzten Ländern Europas - in allen Regionen - so auch in Danzig - insbesondere eine große Anzahl von Christen beider Konfessionen.

Die 50. Wiederkehr des Gedenktages des deutschen Widerstandes sei ein Anlaß dazu, sich einmal erneut des Schicksals der Katholischen Kirche in Danzig während der NS-Zeit zu erinnern. Das Adalbertus-Werk hat 1967 in seiner Schriftenreihe "Wahrheit und Zeugnis" im Bernward-Verlag, Hildesheim, ein von Ernst Sodeikat verfaßtes Büchlein mit dem Titel: "Die Verfolgung und der Widerstand der Katholischen Kirche in der Freien Stadt Danzig von 1933 bis 1945" herausgebracht, aus dem nachstehend einige Kapitel nachgedruckt seien. Der Abdruck erfolgt hier ohne die wissenschaftlichen Anmerkungen. Das Heft ist im Buchhandel nicht mehr erhältlich, kann jedoch von Interessenten gegen Erstattung der Portokosten bei der Geschäftsstelle des Adalbertus-Werkes entliehen werden.

Die Kirche kann nur noch innerhalb der Gotteshäuser wirken

Die Lage der Danziger Bevölkerung, die in ihrer überwiegenden Mehrheit demokratisch gesinnt war, wurde durch den Terror der Nationalsozialisten immer unerträglicher. Nach der Januarsession des Jahres 1937 des Völkerbundsrates wurde noch mehr als bisher deutlich, daß sich der Völkerbund um die Einhaltung der Danziger Verfassung durch die Nationalsozialisten nur noch sehr bedingt kümmern würde. Der Bericht des Dreierkomitees des Völkerbundes, der dann auch vom Rat des Völkerbundes gebilligt wurde, ließ das Versagen des Völkerbundes deutlich erkennen. Forsters Handeln wurde danach noch schrankenloser als bisher: Die

Verfassungs- und Rechtsbrüche nahmen ein unvorstellbares Maß an. Nachdem die eine der demokratischen Parteien, die Danziger Sozialdemokratische Partei im Oktober 1936 verboten und die Danziger Deutschnationale Volkspartei im Mai 1937 dem Terror und den Erpressungen des Gauleiters Forster erlegen war, verbot der Polizeipräsident Hellmut Froböß im Auftrage Forsters am 20. Oktober 1937 auch die Zentrumspartei.



Dekan Johannes Aeltermann

Jetzt beugte sich auch eine Reihe von Katholiken dem terroristischen Zwang. Sie schlossen sich aus Existenzgründen zwar formell der NS-Partei an, wurden aber dennoch keine Nationalsozialisten. Die Vielzahl der anderen Katholiken war entsetzt und zunächst deprimiert über die von den Nationalsozialisten erzwungene Entwicklung. Ihre Treue zur Kirche konnte jedoch durch das Vorgehen der Nationalsozialisten nicht erschüttert werden.

Fortab tat die Führung der NSDAP dann alles, um die Kirche in ihrer öffentlichen Betätigung aufs äußerste zu beschränken. In den Schulen wurde die Zahl der Religionsstunden so herabgesetzt und gleichzeitig auch der Unterricht derart erschwert, daß der Religionsunterricht praktisch eingestellt wurde. Die Arbeit der katholischen Vereine wurde fast völlig vernichtet. Ihre Mitgliederlisten und Vereinskassen wurden beschlagnahmt.

Die Kirche konnte nur noch innerhalb der Mauern ihrer Gotteshäuser wirken, auch dort von der Kriminalpolizei und ihren Helfershelfern bespitzelt."

Kreuzfrevel und Pfarrerverfolgungen

Im Jahre 1937 schändeten zwei nationalsozialistische Beamte auf dem Friedhof vor der Kirche in Meisterswalde das Missionskreuz und die beiden Kreuze an den Dorfeingängen. Die Kreuze lagen, umgesägt, am Boden. Der Dekan Johannes Aeltermann ließ, trotz der Warnungen der Kriminalpolizei, den Frevel durch drei neue Kreuze sühnen. Zu dem Weihetag kamen, obwohl keine Zeitung, kein Flugblatt diesen Tag bekanntgeben durfte, über 5.000 Menschen nach diesem kleinen Landflecken: Dieser Tag wurde zu einem Bekenntnistag nicht nur der Katholiken, sondern der gesamten Christen Danzigs.

Am St. Bartholomäustag 1938, dem Patronatsfest der Meisterswalder Gemeinde, wurden zwei SA-Männer von einem SS-Mann ermordet. Die Parteidienststelle verlangte ein nationalsozialistisches Begräbnis: auf dem Sarge sollten Hakenkreuzfahne und SA-Dolch liegen. Dekan Aeltermann lehnte ab. Die NS-Partei ließ ihm nach diesen beiden Ereignissen der Jahre 1937 und 1938 keine Ruhe mehr und bedrohte ihn ständig.

Zu den katholischen Priestern, die immer wieder von den Nationalsozialisten terrorisiert wurden, gehörte der Pfarrer Bruno Sarnowski in Danzig - St. Albrecht. Dabei tat sich besonders der NS-Ortsgruppenleiter hervor, der die kirchlichen Vereine und den Kinderhort zerschlagen wollte, was ihm nicht gelang. Als dieser Priester im Jahre 1938 bei dem Begräbnis eines Hitlerjungen das Mitführen von NS-Fahnen nicht gestattet hatte, nahm die Hetze gegen ihn ein unvorstellbares Maß an, so wurde eine als Priester verkleidete große Puppe auf der Straße vor seinem Pfarrhaus aufgehängt.

Auch der Pfarrer Johannes Wohlert in Praust bei Danzig mußte viel leiden. Die NSDAP wollte durch Provokationen und Überfälle auf Versammlungen, die von Johannes Wohlert aufgebauten Pfarr- und besonders auch die Jugendvereine zerschlagen. Wegen angeblicher Verächtlichmachung der Hitlerjugend in einer Predigt, wurde er 1938 zu einer Strafe von 1.000 Danziger Gulden verurteilt. Durch dauernde Haussuchungen wurde versucht, ihn zu zermürben.

Bischof Graf O'Rourke verzichtet auf sein Amt. Dr. Carl Maria Splett wird Bischof

Der erste Bischof von Danzig, Eduard Graf O'Rourke, verzichtete im Jahre 1938 auf sein bischöfliches Amt, das er zwölf Jahre hindurch ausgeübt hatte. Der zu seinem Nachfolger von Papst Pius XI. nominierte Theologe und Philosoph, Prälat Dr. Franz Sawicki, Professor am Priesterseminar des Bistums Kulm in Pelplin, war der Danziger NS-Regierung nicht genehm. Sie drohte sogar, ihn nicht nach Danzig hereinzulassen. Daraufhin reichte Prälat Dr. Sawicki seine Nominierungsurkunde dem päpstlichen Nuntius zurück. Am 13. Juni 1938 ernannte Papst Pius XI. den damaligen Dompfarrer in Oliva, Dr. Carl Maria Splett, zum Bi-

Priester werden gequält, entehrt und ermordet

Als am 1. September 1939, dem Tag des Kriegsausbruches, die Freie Stadt Danzig wieder ins Deutsche Reich eingegliedert wurde, machten die Nationalsozialisten sofort ihre Drohungen wahr. Katholische Priester polnischer Nationalität, die in Danzig amtierten, wurden noch an diesem Tag verhaftet und grausam gequält. Andere Priester erlitten nach wenigen Wochen das gleiche Schicksal: sie kamen alle in die Konzentrationslager. Sieben von ihnen wurden umgebracht: Bronislaus Komorowski, Pfarrer an der polnischen St. Stanislauskirche in Langfuhr; Bernhard von Wiecki, Pfarrer in Wotzlaff; Franz Rogaczewski, Pfarrer an der polnischen Christus-König-Kirche an der Sandgrube; Marianus Gorecki, Religionslehrer am polnischen Gymnasium in Danzig. Sie wurden alle am Karfreitag, dem 22. März 1940, im Konzentrationslager Stutthof bei Danzig erschossen. Der Vikar Walter Hoeft wurde als Geisel 1939 in der Nähe von Neustadt (Westpreußen) erschossen, der Vikar Georg Majewski kam im KZ Dachau im August 1942 um. Von den deutschen katholischen Geistlichen Danzigs wurden ermordet: Dekan Johannes Aeltermann, Pfarrer von Meisterswalde und Mariensee, er war mehrfachen entehrenden Verhaftungen und Quälereien ausgesetzt worden und wurde am 22. November 1939 bei Wischin unweit der Stadt Schöneck erschossen. Der Pfarrer von Kladau, Robert Wohlfeil, wurde am 1. September 1939 verhaftet, gequält, dann ins KZ Stutthof und später ins KZ Oranienburg gebracht. Dort kam er im Jahre 1940 um. Der Pfarrer Ernst Karbaum, Kuratus in Bärwalde, wurde, weil er angeblich gefangene Polen getröstet hatte, verhaftet, ins KZ Stutthof gebracht und dort totgeschlagen. Das geschah am 18. Dezember 1940. Der Pfarrer Bruno Binnebesel, Kuratus von Danzig-Brösen, wurde am 3. November 1943 verhaftet, später ins Zucht-



Pfarrer Ernst Karbaum

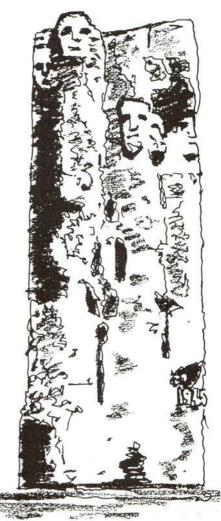
nach dem 20. Juli 1944 am 9. September 1944 vom Volksgerichtshof wegen angeblicher Zersetzung des Wehrwillens des deutschen Volkes zum Tode verurteilt und am 13. November 1944 hingerichte.

Das Martyrium derjenigen, die sich in der Danziger Öffentlichkeit gegen den Nationalsozialismus betätigt hatten, ging weiter. Jeder, der die Unrechtstaten und die Verbrechen beim Namen genannt hatte oder nannte, wurde zum "Landesverräter" erklärt und verfolgt. Katholische Laien, die Verfolgungen und Schlimmeres zu befürchten hatten. suchten und fanden Zuflucht in der deutschen Wehrmacht. Viele andere wurden verhaftet und ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager gebracht. Auch mehrere Geistliche wurden weiter verfolgt mit Haussuchungen und Bespitzelungen; sie wurden in Haft genommen und kamen für kürzere Zeit ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager.

Bormann gegen die Freiheit des Glaubens

Selbst im Kriege gaben die Nationalsozialisten ihre Versuche, die Kirche zu vernichten, nicht auf: Am 24. Juni 1940 richtete Hitlers enger Mitarbeiter Martin Bormann einen die nationalsozialistische Kirchenpolitik entlarvenden Brief an Alfred Rosenberg. Diesem Brief war der Entwurf einer geplanten diskriminierenden Kirchenverordnung für Danzig und Westpreußen beigefügt.

Bormann betonte in seinem Schreiben, daß der Entwurf der Verordnung "in dieser Form von Gauleiter Forster gebilligt worden" sei. Damit zeigte Forster, dessen jahrelange Drohungen und Hetzereien gegen die Katholische Kirche nicht zuletzt zu der Ermordung zahlloser katholischer Priester in Danzig und in Westpreußen geführt hatten, eindeutig wieder seine Kirchenfeindlichkeit. Denn diese Verordnung, die eigens auf Danzig-Westpreußen zugeschnitten war, richtete sich unmißverständlich gegen die Freiheit des Glaubens. "Wegen der im Reichsgau Danzig-Westpreußen gelagerten Volkstumsverhältnisse bedürfen alle Religionsgesellschaften und religiösen Vereinigungen zur Erlangung der Rechtsfähigkeit der Genehmigung des Reichsstatthalters", heißt es im § 1 des Entwurfs. Die anderen Paragraphen bezeugen eindeutig, daß die Kirchen jederzeit durch den Reichsstatthalter Forster finanziell stranguliert werden konnten. So sollten u. a. (§ 3) die Kirchen auch einen Anspruch auf Kirchensteuer nicht mehr haben. Forster konnte danach mit den Kirchen machen, was er wollte. Wenn diese Verordnung während des Krieges nicht zur Durchführung kam, so ist das nicht einer späteren Erkenntnis Forsters zu danken, sondern dem Umstande, daß in weiten Kreisen der Bevölkerung und der Wehrmacht eine sich steigernde Unruhe wegen der Kirchenfeindlichkeit der NSDAP festzustellen war. Eine vorläufige Zurückhaltung in dieser Frage schien deshalb geboten. Daß eine spätere reichseinheitliche "Regelung", also nach einem gewonnenen Kriege, kommen würde, wurde in der Einleitung zu der Verordnung bereits erklärt. Das "Experimentierfeld" Dan-



Mahnmal im ehemaligen Konzentrationslager Stutthof

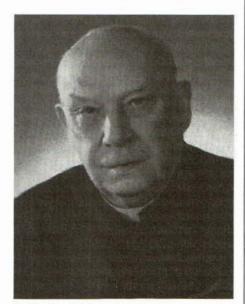
zig-Westpreußen wurde - es war nur eine Geste - vorläufig aufgegeben. Der Gauleiter des Warthegaues, Arthur Karl Greiser, durfte mit Zustimmung von Heinrich Himmler und Martin Bormann weiter "experimentieren" und in brutalster Form die Katholische und die Evangelische Kirche bedrängen.

Die Gestapo verfolgt und peinigt die Priester

Die Gestapo setzte auch in den Kriegsjahren die Bespitzelung und Verfolgung der Priester fort. Es fanden viele Haussuchungen und qualvolle Verhöre statt. Zu den in besonderer Weise Verfolgten gehörte der Pfarrer Stefan Sikorski in Danzig-Brentau. Wahrscheinlich Anfang des Jahres 1940 wurde er verhaftet und eine Reihe von Tagen ins berüchtigte Danziger Polizeigefängnis gesperrt. Ihm wurde vorgeworfen, in einer öffentlichen Ansprache in seiner Kirche die Stelle des Weihegebetes zum Heiligen Herzen Jesu - in der für die Juden gebetet wird - mit besonderem Nachdruck gesprochen zu haben. Als Schulkinder ihm im Unterricht gefragt hätten, wie sie sich gegenüber ihrem sehr aggressiven nationalsozialistischen Rektor verhalten sollten, hätte er geantwortet, sie sollten für ihn beten, und er habe dann auch gleich mit ihnen in der Kirche gebetet. Im Mai 1940 wurde er mit Pfar-

rer Bruno Sarnowski wieder von der Gestapo verhaftet. Durch diese beiden Verhaftungen sollte der Bischof gezwungen werden, das von der Gestapo verlangte Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache bei gottesdienstlichen Handlungen bekanntzugeben. Auch der Pfarrer Leo Hoppe mußte - wahrscheinlich im Jahre 1940 - mehrere Wochen in martervoller Gestapohaft verbringen, weil er einen von ihm getauften jüdischen Danziger und dessen Familie finanziell unterstützt hatte. Er sollte deswegen sogar ins KZ Dachau gebracht werden. Nur dadurch, daß einige seiner Freunde einen Gestapodezernenten bestachen, wurde er vor dem KZ bewahrt und freigelassen. Pfarrer Hubert Wahlen (St. Nikolai-Danzig) hatte sich 1936 geweigert, bei einer Taufe den Gauleiter als Ehrenpaten einzutragen, weil bei anderen Taufen "auch etwa der Führer der kommunistischen Partei dasselbe Verlangen stellen könnte". Der NS-Senat sperrte ihm daraufhin für einige Zeit den Gehaltszuschuß. 1944 verhaftete ihn die Gestapo, weil er in zurückliegender Zeit eine Jüdin getauft hatte: Dadurch hätte die Jüdin Gelegenheit gehabt, "sich als Christin Lebensmittel und andere Vorteile zu verschaffen, die ihr als Jüdin nicht zustanden". Wahlen kam ins KZ Stutthof und verblieb da drei Monate

Ganz besonders terrorisiert wurde auch der Geistliche Studienrat Dr. Richard Stachnik. der letzte Vorsitzende der Zentrumspartei. Er wurde mehrfach überfallen, dabei einmal bewußtlos geschlagen. Dazu kamen: Haussuchungen, Verhöre durch die Danziger und reichsdeutsche Gestapo, ein Disziplinarverfahren, Disziplinarstrafen, eine Gefängnisstrafe von fünfeinhalb Monaten, und eine



Prälat Dr. Richard Stachnik

Haft im KZ Stutthof vom 1. bis 13. September 1944. Bereits zum 1. April 1939 war er von der NS-Regierung in den Wartestand versetzt und dann pensioniert worden, mit der Auflage, weder als Seelsorger noch in anderer Weise öffentlich tätig zu sein.

Ernst Sodeikat

Aus der Liebe handeln

Am 10. August dieses Jahres wäre Prof. Paulus Lenz-Medoc 91 Jahre alt geworden, am 7. September jährt sich zum 7. Mal sein Todestag. 29mal hat er bei den Gementreffen referiert, seit 1954 bis 1986 war er mit ganz wenigen Ausnahmen dabei. Sein Anteil am geistigen Werdegang der Danziger Katholiken in der Vertreibung läßt sich kaum abschätzen. Die Einigung Europas - insbesondere die Aussöhnung Deutschlands mit den Nachbarvölkern Frankreich und Polen – war sein großes Anliegen. Eines seiner beeindruckendsten und zukunftsweisendsten Referate hielt er beim 20. Gementreffen 1966 unter dem Thema: "Aus der Liebe handeln", aus dem hier jene Passagen wiederholt seien, die das deutsch-polnische Verhältnis betreffen, und die in besonderer Weise sowohl in den Kontext dieser ersten adalbertusforum-Ausgabe, als auch des kommenden 48. Gementreffens gehören.

Es wird also notwendig sein, daß aus der Liebesverpflichtung Polen gegenüber, die Sorge um den polnischen Namen, um die polnischen Werte von uns zu unserer eigenen Sorge gemacht wird. Und wir werden uns fragen müssen, was wir an Schimpfnamen aufgebracht haben den Polen gegenüber, wie wir Geschichte Polens geschrieben haben, wie man die Nation beurteilt hat und was man Polen gegenüber von Friedrich II. und Maria Theresia - es sind ja nicht nur die Preußen - bis in die Hakatisten-Gesetze und bis in das Hitler-Geschrei gegen Polen in Deutschland getan hat. Das zu erkennen, einzugestehen, wo wir gefehlt haben, einzugestehen, wo wir nicht auf der Höhe des Gebotes standen, wird nun einfache Christenpflicht sein müssen, wenn wir christlich an diese Frage herangehen wollen. Dazu wird gehören, daß nun Menschen in unserer Nation - und ich danke Ihnen, Sie beglückwünschen zu dürfen, daß Sie zu diesen Menschen gehören, die es sich in diesem kleinen Kreis immer wieder zur Aufgabe machen - die wirkliche Geschichte Polens studieren, sagen, was das Volk Gro-Bes gehabt hat und nicht auf Dingen herumhacken, als wäre die polnische Nation eine Nation, die niemals fähig ist, einen Staat zu bilden, eine Nation, die auch nicht verdient, einen Staat zu bilden und eine Nation, die eigentlich nur in "Polnischer Wirtschaft" -Sie wissen alle, was dieser Begriff bedeutet - leben kann. Das Große herauszustellen in dieser Nation und es anzuerkennen, es anerkennend herauszustellen, mit dem Bedauern, daß wir es nicht schon früher getan haben, das wäre ein Zeichen, daß wir bereit sind, aus dem christlichen Liebesgebot heraus die Verhältnisse zu Polen zu betrachten. Und ich glaube, Bischof Janssen würde zustimmen können, wenn ich meine, an dieser Aufgabe können auch die Jüngsten unter

uns mitarbeiten. Warum sollen nicht schon der Zehn- und Elfjährige beim Mittagbrot oder beim Abendessen fragen: "Haben wir heute etwas Unrechtes über die Polen gesagt, haben wir heute etwas Schönes über die Polen gesagt?", um sein Gewissen zu schärfen und ihn darauf hinzuweisen, daß hier eine Nation ist, in der Millionen Menschen ihr Leben lassen mußten, weil ein grausamer Wille im Namen unserer Nation es so gewollt hat.

Aber das Liebesgebot ist eine Offenheit aus Liebe, und ist eine Offenheit aus Liebe in der Liebe Gottes und durch die Liebe Gottes. Es schließt die Gerechtigkeit nicht aus. Es kann die Wahrheit nicht ausschließen. Sie muß gesagt werden! Und dann wird auch gesagt werden müssen, wie stark die polnischen Kreise waren, die seit 1933 auf ein Bündnis mit Hitler hingearbeitet haben, und dann wird auch gesagt werden müssen, wie entschieden polnische Diplomaten damals in Berlin sagten, daß sie nun keine Notiz mehr von unserer Verständigungsarbeit nehmen könnten, da sie nun die Gelegenheit hätten, mit dem Mann die Verhältnisse zu regeln, der die Macht hat, den Haß gegen Polen mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen. Wir können also unseren polnischen Freunden und Brüdern nicht verschweigen, daß auch von Polen her auf Krieg und Haß oder Mitarbeit mit dem Haß hingearbeitet worden ist. Wie groß dieser Anteil aber auch sein mag, diese Feststellung kann uns nie dazu bringen, nun anzufangen, krämermäßig zu rechnen, wieviel wir herabgehen können in unserem Schuldbekenntnis, in unserer Einsicht, in unsere Verschuldung. Kein einziges Wort können wir den Polen sagen, um unsere Schuld kleiner machen zu wollen, sonst verraten wir das Liebesgebot des Christentums.



eit dem II. Vaticanum gibt es in unserer Kirche die Unsitte, die Gläubigen im allgemeinen und die Priester und Bischöfe im besonderen in zwei konträre Gruppen einzuordnen: in die "Konservativen" und die "Progressiven". Die ideologischen Grabenkämpfe, die - insbesondere in den ersten Jahren nach dem Konzil, jedoch leider auch bis heute - zwischen den sich zu den einen oder anderen Zählenden ausgetragen wurden oder werden, bzw. in denen die vermeintlich einen oder anderen angefeindet wurden oder werden, haben häufig genug das innerkirchliche Klima vergiftet, Verdächtigungen provoziert und Vorurteile gefördert. Wie dankbar kann man dann immer wieder sein, wenn man Christen - besonders unter den Priestern - begegnet, auf die dieses Klischee ganz und gar nicht anwendbar ist, weil sie in der Gelassenheit und einer in sich selbst ruhenden Ausgewogenheit ihrer Persönlichkeit "konservativ" und "progressiv" zugleich sind und damit genau das verkörpern, was eines Christen Wesen sein sollte: das Überkommene bewahrend, schützend und hütend auf der einen und fortschreitend, dem Neuen sich gegenüber öffnend und der Zukunft zugewandt auf der anderen Seite. Nichts anderes beinhalten ja die beiden zu Schlagworten gewordenen Kategorien, nimmt man sie wörtlich aus dem Lateinischen.

Erst die Synthese von beidem wird dem gerecht, was christliche Existenz einfordert, nur muß diese mit dem kritischen Geist dessen erfolgen, der in der Kirche eine "semper reformanda" sieht, so wie es Pfarrer Johannes Goedeke 1986, beim 40. Gementreffen, in seinem Festreferat ausgeführt hat: "Alles statisch Festgefahrene, Verhärtete, Unbewegliche, Selbstgenügsame, In-Sich-Verschlossene entspricht nicht der vom Geiste Gottes gewirkten Neuen Schöpfung. Menschen, die in Christus' sind oder sein wollen, müssen sich auf den Weg eines ständigen Neuwerdens, einer ständigen Erneuerung führen las-

Am 13. Juli galt es diesem Priester zu gratulieren und zu danken, der in besonders beispielhafter Weise diesem Anspruch nachkommt: der Geistliche Beirat des Adalbertus-Werkes, Msgr. Johannes Goedeke, vollendete an diesem Tag sein 80. Lebensjahr.

55 Jahre lang ist er jetzt Priester, er war der erste, dem am 5. März 1939 in Oliva von Bischof Dr. Carl Maria Splett die Hände aufgelegt wurden. 19 Jahre davon - seit 1975 ist er unser Geistlicher Beirat. Nach Prälat Prof. Dr. Wothe und Prof. Dr. Manthey ist er der dritte, der dieses Amt innehat und auch derjenige, der es am längsten wahrnimmt und der zugleich seit einigen Jahren kommissarisch auch das Amt des Seelsorgers der Adalbertus-Jugend ausfüllt. Man darf sicher behaupten - ohne den Beitrag der beiden anderen zum geistigen Aufbau unseres Bildungswerkes zu schmälern - daß das priesterliche Wirken von Johannes Goedeke in ganz besonderer Weise das Profil des Adalbertus-Werkes und auch der Adalbertus-Jugend in den letzten zwei Jahrzehnten mitgeprägt hat. Nicht nur, daß er uns die Synthese von "konservativ" und "progressiv" beispielhaft vorlebt - ich kenne nur ganz wenige Priester,



Pfarrer Msgr. **Johannes** Goedeke wurde 80 Jahre alt

die, so wie er, tiefe Verankerung in der Tradition mit nachkonziliarer Spiritualität vereinigen -, auch der Ausgleich zwischen den Generationen, der in unseren Gemeinschaften immer wieder so hervorgehoben wird, der brüderliche Umgang miteinander auf den Gementreffen, die Fähigkeit, Spannungen mit Respekt voreinander auszutragen und zu fruchtbarer Arbeit umzuwandeln, an all dem hat sein seelsorgliches Wirken unter uns einen nicht abzuschätzenden großen Anteil. Weit wichtiger ist jedoch, daß er - trotz man-

cher ihn mit zunehmendem Alter behindernden Beschwernisse - in nimmermüder Pflichterfüllung seinen Auftrag unter uns wahrnimmt, das Wort Gottes zu verkünden und auszulegen. Ungezählte Male haben wir mit ihm Eucharistie gefeiert, hat er uns das Evangelium nahegebracht, hat er mit uns in den traditionellen Wortgottesdiensten am Samstagabend in Gemen besondere Akzente der Versöhnungsarbeit gesetzt. Insbesondere die ständige erneute bewußte Annahme dieses Versöhnungsauftrages – besonders gegenüber Polen - ist ein Hauptanliegen seiner Verkündigung, das er uns auch in Vorträgen und Diskussionen immer wieder nahegebracht hat. "Vertrauen auf den Geist der Erneuerung -Glaube als tragende Kraft der Versöhnung" war denn auch der Titel jenes Festreferates von 1986, aus dem hier noch der Schlußsatz zitiert sei: "Bedenken wir bei allem, Versöhnung ist nie perfekt und fertig. Sie gehört als Dauerauftrag zum Wesen unsers Christseins. Aber vertrauen wir: Wenn wir den Heiligen Geist nicht als Taube über den Altären schweben lassen, sondern uns für sein Wirken offenhalten, dann hält ER uns auf dem Weg." Drei Momente müssen hier noch angeführt werden, die zum Persönlichkeitsbild des Menschen und Priesters Johannes Goedeke gehören und es besonders auszeichnen:

Das erste ist seine Dialogbereitschaft, die ja heute mit Recht in unserer Kirche so prononciert angesprochen und gefordert wird. Er praktiziert sie selbst in vorbildlicher Weise und fordert sie auch ein; dabei schrickt er auch nicht vor der "Obrigkeit" zurück.

Das zweite ist seine tiefe Verwurzelung in der alten Heimat, die ihn doch dazu befähigt, sie heute in der veränderten Lage anzunehmen und sie uns sowohl als Hort unveräußerlicher Werte, als auch als Quelle für zukunftsbezogenes Handeln zu deuten.

Das dritte ist seine Brüderlichkeit, mit der er Menschen begegnet, ihnen zuhört, sie einschließt in sein Raten, Helfen, Beten und auch Verzeihen. Darüber hinaus vermag er unverbrüchliche Freundschaft zu verschenken, in der man sich angenommen und geborgen weiß.

Der 80. Geburtstag ist Anlaß, Pfarrer Johannes Goedeke erneut zu danken, für sein Reden und Tun, für sein Vorbild und seine Anstöße zum Nachdenken und Handeln, für seine Verkündigung und sein Heilswirken an uns. Ihm sei Gottes Segen gewünscht für noch viele gute Jahre in Gesundheit, in denen wir uns noch manche Wegweisung und manche Stunde gemeinsamen Betens und Dankens vor Gottes Altar erwünschen.

Gerhard Nitschke

Veranstaltungen des Adalbertus-Werkes im 2. Halbjahr 1994

Bildungstreffen:

4. September Berlin 23. Oktober Braunschweig 20. November München

Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

Termin: 1. bis 8. Oktober 1994 Tagungsstätte: Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig, bei der St. Trinitatis-Kirche Thema: Danzig - seine historische Bedeutung als Chance für eine gemeinsame Arbeit von Deutschen und Polen für Europa

Preis: ca. 800,- DM

Die Tagung wird in Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen in Danzig durchgeführt. An 3 Tagen wird ein Studienprogramm mit gemeinsam interessierenden Themen aus der alten und neuen Geschichte Danzigs absolviert, in dem deutsche und polnische Referenten zu Wort kommen. Kulturelle Veranstaltungen und Besichtigungen Danzigs runden das Programm ab.

Interessenten mögen sich bitte bei der Geschäftsstelle des Adalbertus-Werkes, Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf, oder telefonisch unter 0211/400440 (Gerhard Nitschke) melden.

Boleslaw Fac (*1929)

vertrocknet verweht verschmolzen

eine feder fand ich in der werft eine maus vertrocknet in der Kaschubei eine giftschlange blind auf dem stein ein mädchen hell aus Litauen eher eine frau

meine eltern fand ich unterweges schon in Gdansk ein friedhof am Oliva-Park

verwehte spuren am strand bernstein bröckelt möwen schreien wilde schwäne schimmern dohlen alter schornstein wird zum nest

kräht der winter verschmelzen die spuren im schnee (1990) Bozena Ptak (*1950)

OJCU

Ci sami wieszaja ci order tato a ty mowisz ze to bledne kolo historii

spacerujesz nad ta twoja wilejka klekasz przed ostrobramska dokad nas wiedziesz staruszku dokad

mogily patrz mogily nazwiska zarastaja szarym mchem to stare miasto w Gdansku jest tez piekne a tamto - tylko sen...

DANZIGER

VERSE

Bozena Ptak (*1950)

DEM VATER

vater das sind dieselben die dich mit der medaille ausgezeichnet haben und du sagst das seien nur die irrwege der geschichte

du gehst an deinem Wilejkafluss spazieren kniest vor dem bildnis der muttergottes von Ostra

Brama nieder

wohin führst du uns alter wohin gräber sieh gräber namen mit grauen moos bewachsen die altstadt von Gdansk sieh die ist doch auch schön und das vorher war vielleicht nur ein traum...

(Übertragung - Boleslaw Fac)

Johannes Trojan (1837–1915)

DER BOWKE

Denk Danzig ich, der Vaterstadt, die soviel Trautes an sich hat, dann immer ins Gedächtins kommt mit wieder, im Erscheinen prompt, der Bowke.

Der Bowke ist ein pfiff'ger Wicht, besser ist's man traut ihm nicht. Er bummelt gern umher und glaubt, ein jeder Kniff sei ihm erlaubt, der Bowke.

Doch ist der Danz'ger Bowke auch ein Schmeichelwort im Sprachgebrauch;

wie es "du Schelm!" heißt anderwärts,

sagt man zum Kinde dort im Scherz: "du Bowke!"

O war das nett und klang das süß, wenn man als Kind ein Bowke hieß. Ich wollt', ich würde wieder klein, nur, um dann einmal noch zu sein ein Bowke.

Hans Georg Siegler (*1920)

APOTHEOSE

(Danzig 1983)

Wenn ich dich wiedersehe, ist ein Jauchzen in mir, wie ich es nie gekannt. Und ich sehe die Gesichter deiner Türme, wie es mich erblicken. Und der Münder Atem dringt aus ihren Toren.

Wenn ich dich wiedersehe. ist eine Stille in mir, wie ich sie nie gekannt. Und ich sehe die Stadt in einem Licht aufgehen. Und es ist mir, als höbe sie sich empor und wüchse in den Himmel hinauf.

Danziger Verse – Strofy

Mit diesem Titel erschien 1992 in Danzig ein Buch, herausgegeben von Boleslaw Fac, geb. 1929, seit 1946 in Danzig lebend und als Schriftsteller und Übersetzer tätig.

Das Buch hat zwei Vorderseiten und keine Rückseite, die beiden oben verzeichneten Titel stehen auf der eine und der anderen, man kann

es von beiden Seiten lesen, einmal in deutsch, einmal in polnisch. Es enthält 134 Gedichte, 67 in deutscher Sprache, 67 in polnischer, teilweise in beiden Teilen die gleichen in den jeweiligen Übersetzungen, teilweise verschiedene, die noch ihrer Übersetzung harren. Alle jedoch handeln von Danzig/Gdansk, von seiner Geschichte, seiner Schönheit, seinem Schicksal, seinem Wiederentstehen, das älteste ist aus dem 15. Jh., die jüngsten aus unserer Zeit, geschrieben von Danzigern deutscher und polnischer Zunge, aber auch von vielen, die in dieser Stadt im Laufe der Jahrhunderte zu Gast waren und sie besangen.

Auf dem kommenden Gementreffen wollen wir uns mit dem Problem der "Identitätsfindung" befassen, insbesondere auch mit der Frage, ob Danzig ein Ort "gemeinsamer Identifikation" sein kann. Die Gedichte in der Anthologie gehen in verschiedener Weise dieser Frage nach, eine kleine Auswahl sei hier zur Einstimmung auf die Gespräche in Gemen vorgestellt.



Karl H. Bolay (*1914)

DAS NEUE DANZIG

Aus schutt und tränen wiedergeboren vogel fönix Gdansk

vielmals geschlagen geschändet gevierteilt

wurde vermenschlicht dein antlitz

Voller leben leuchten deine veraschten augen

Morgentau atmet deine verbrannte haut

Sonnen durchpulsen deine erstarrten adern

Längst vertaubte ohren lauschen dem Gesang der winde aus der freien welt

Aus schutt und tränen wiedergeboren vogel fönix Gdansk

Johann Peter Titz (Titius) (1619 - 1689)

Unser Deutschland seuffzet noch, Hofft auf Frieden zwar mit sehnen.

Fühlt doch stets der Waffen Joch, Wird durch Freund und Feind verheeret.

Und erbärmlich außgezehret... Hier, Gott lob! in unsern

Und bei dieser gutten Stadt. Sehn wir Ruh und Wolfart gläntzen,

Die sich hier gegründet hat; Leben nunmehr manches Jahr Frey von aller Kriegs-Gefahr.

(1648)

Max von Schenkendorf (1773 - 1817)

DANZIG

Du köstliches Geschmeide Vom tapferen Preußenland, O Stadt, im Glück und Leide Gleich fromm und treu erkannt: Am Weichselstrom, am Meere, Mein Danzig, festes Haus, Erblüht von Glück und Ehre Für dich ein neuer Strauß.